



Meine Kindheit im Dritten Reich

Heinz Vonjahr

MEINEN ENKELKINDERN

LOUISA DAUNERT

JONAS VONJAHR

ANTONIA DAUNERT

MAIKE VONJAHR

Privatdruck © Heinz Vonjahr
Schauenburg 2001
Bearbeitungsstand: 13/ Januar 2011

Foto auf der Titelseite:
Der Verfasser im August 1936
zwischen seinen Geschwistern Hannelore und Gerhold
im Garten des Wohnhauses Salzmannstraße 1 in Kassel-Bettenhausen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung und Impressum	2
Vorwort	4
Die ersten Lebensjahre	5
Salzmannshausen	9
1939: Einschulung und Kriegsbeginn	14
1939 bis 1941: Im Krieg	
Luftschutz	17
Lebensmittelkarten, Bezugscheine	17
Bombe gegen Kanarienvogel	18
Der ferne Vater	19
Krieg gegen Russland	20
Woran ich mich sonst noch erinnere	20
1941 – Ferien auf dem Bauernhof	22
1942 und 1943	
Zehnter Geburtstag	25
Jungvolk	25
Oberschule	26
Reisen	27
Heimlichtuerei der Erwachsenen	28
Kultur	28
Die Flut	29
Garten	29
Gerholds letzter Urlaub	30
Die Bombennacht	31
Evakuierung	32
Großvaters Tod	32
1944/45: Kinderlandverschickung	
Battenberg	34
„Räder müssen rollen für den Sieg“	35
Gudensberg	36
Kriegsende in Kleinalmerode	
Auflösungserscheinungen	39
Vater flieht	39
Der letzte Tag im Krieg	40
Besatzungszeit	40
Kriegsbeute	41
Ab nach Kassel	42
Mutter ist krank	42
Wir leben noch	43
Anhang	
Herkunft der Fotos	44
Hilfreiche Bücher	44

Vorwort

Das Foto auf dem Titelblatt scheint symptomatisch. Da stehe ich zwischen meinen größeren Geschwistern, die beide eine Uniform tragen. Manchem später Geborenen ist es unfassbar, dass schon Kinder Uniformen tragen mussten. Tatsächlich hat sich meine Kindheit in einer Welt voller Uniformen abgespielt.

Der Bericht „Meine Kindheit im Dritten Reich“ hat mich viele Wochen lang beschäftigt. Eigentlich wollte ich nur einige Erinnerungen auf die Reihe bringen, die ich gelegentlich schon einmal aufgeschrieben hatte. Die Anstöße dazu kamen von anderen: ein Vereinsjubiläum fand statt; meine Enkelin Louisa fragte danach, ob wir vor 50 Jahren mit dem Flugzeug in Urlaub geflogen seien; meine große Schwester hatte einen runden Geburtstag; ein Gudensberger Heimatforscher wollte Einzelheiten über die Luftschutz-Stollen im Burgberg wissen. Diese einzelnen Berichte aneinander zu fügen, müsste schnell gelingen. So dachte ich.

Dann aber kamen immer mehr Einzelheiten aus dem Gedächtnis hervor, bereiteten mir manche schlaflose Stunde und wollten zu Papier gebracht werden. Um Daten und Fakten zu verifizieren, musste ich nachlesen und nachfragen. Vieles blieb trotzdem verwischt. Überrascht wurde ich von der Erkenntnis: Manche Abschnitte meiner Kindheit waren kalendarisch viel kürzer als sie meiner Erinnerung nach gedauert haben.

Das „Dritte Reich“ – so nennt man heute allgemein den deutschen Staat, den zwischen 1933 und 1945 die National-sozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) mit ihrer Rassenideologie beherrschte. In diesem Staat bin ich aufgewachsen. Schon beim ersten Geburtstag erhielt ich einen Hitlerjungen in Uniform anstatt einer Puppe. Das Ende des Dritten Reiches mit dem Zusammenbruch der bis dahin gewohnten Ordnung war wohl auch das Ende meiner Kindheit. Die unmittelbare Nachkriegszeit beziehe ich deshalb noch in diese

Schilderung mit ein, obwohl sie nicht mehr zum Dritten Reich gehört.

Bei meinen Aufzeichnungen habe ich mich um Genauigkeit bemüht. Dabei ist mir schmerzlich bewusst geworden, dass mein Gedächtnis manche Daten und Fakten nicht mehr herausgeben will. So weiß ich zum Beispiel so gut wie nichts mehr von den Klassenkameraden, mit denen zusammen ich in diesen Jahren die Schulbank gedrückt habe. Deshalb gibt es Lücken. Manches, an das ich mich zu erinnern glaube, ist mir wohl nur deshalb vertraut, weil es mir immer wieder erzählt wurde.

„Vielleicht irre ich mich auch, weil meine Erinnerungen an diese Tage dem Schein der Straßenlaternen ähnlich sind: Eng begrenzte Lichthöfe, zwischen denen Dunkelheit herrscht wie zwischen den Sternen am Nachthimmel. Den Sternen gleichen unsere Erinnerungen auch deswegen, weil ihr Licht, wenn es uns erreicht, das Bild eines längst vergangenen Zustands ist“ (Klaus Modick)¹.

„Meine Kindheit im Dritten Reich“ widme ich meinen Enkelkindern. Sie wachsen glücklicherweise in einem Land auf, in dem nicht die Mehrheit der Bevölkerung in Uniformen steckt. Ich wünsche ihnen, dass sie sich frei entwickeln können und nie Mangel kennen lernen müssen.

Schauenburg, im April 2001

¹ Klaus Modick: Erste Lieben & andere Peinlichkeiten
in: Das Frühlings-Lesebuch
Hrsg. Patrick Niemeyer
Wilhelm Heyne-Verlag, München 4/2000, Seite

Die ersten Lebensjahre

Geboren wurde ich am 21. Oktober 1932 in der Siedlung Salzmannshausen, die zum Stadtteil Bettenhausen der Provinz-Hauptstadt Kassel gehörte. Natürlich habe ich daran und an meine ersten Lebensjahre keine Erinnerungen. Wohl aber steigt ein Gefühl von Behaglichkeit, Herzlichkeit und Weite in mir auf, wenn ich Fotos aus dieser Zeit betrachte. Offenbar haben Eltern, Geschwister, Großeltern und andere Verwandte den kleinen Nachkömmling freudig begrüßt und gern in ihre Mitte aufgenommen.

straße im Stadtteil Bettenhausen. Eine Wohnung fand sich in der Siedlung Salzmannshausen. Von 1934 ab wohnten wir gemeinsam mit den Eltern meiner Mutter, den Großeltern Gerhold, in einer geräumigen Wohnung im ersten Stockwerk des Hauses Salzmannstraße 1. In der Huthstraße in der gleichen Siedlung wohnte die Schwester meiner Mutter, Herta Wittich, mit ihrer Familie. Im Königstor im Kasseler Westen lebten die Eltern und die Geschwister meines Vaters. Man besuchte sich hin und her zu Geburtstagen und am Weihnachtsfest. Zu Pfingsten fand offenbar regelmäßig ein gemeinsamer Ausflug aller Vonjahrs statt. Fotos belegen als Ziele: Spiekershausen, die Prinzenquelle, Wellen, die Söhre.

Geburtsregister Nr. 821 des Jahres 1932 G

Geburtschein

Vornamen und Familienname: Günz Toppf
Heinrich Vonjahr

geboren am 21 ten Oktober 1932
in Kassel

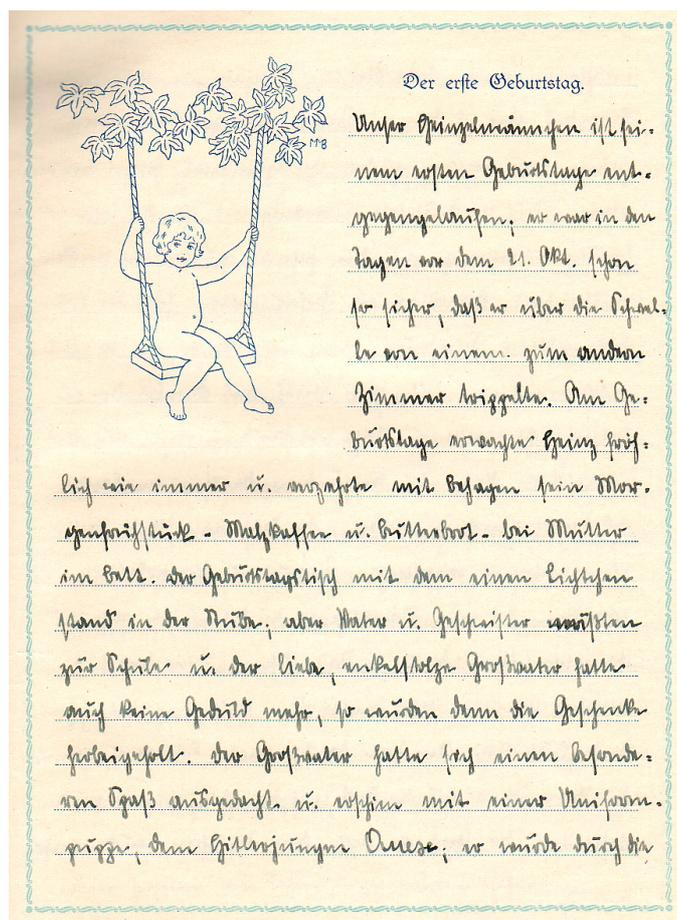
 am 2. September 1932.
Der Standesbeamte
F. S. Junge

Getauft am 4. September 1932 in der Gemeinde
Prinzen zu Kassel-Bettenhausen
durch Heinrich Vonjahr

 (Siegel) Vonjahr

Taufpaten: Heinrich Vonjahr (Vater des Kindes)
Heinrich Vonjahr (Mutter des Kindes)

Mein Vater Heinrich Vonjahr war Volksschullehrer. Im August 1930 hatte er - nach mehr als zehn Jahren im Westerwald - eine Stelle in seiner Heimatstadt Kassel angetreten, an der Bürgerschule 26 für Mädchen in der Eichwald-



Statt eigener Erinnerungen zitiere ich an dieser Stelle Aufzeichnungen meines Vaters. Er hat sie handschriftlich in ein Album „Unser Kind“ eingetragen. Das Album, in rotes Leinen ge-

bunden und ungefähr 19 mal 25 Zentimeter groß, enthält Zeichnungen und Gedichte. Da-

zwischen sind linierte Blätter, auf denen die Eltern die Entwicklung ihres Kindes in bestimmten Rubriken beschreiben sollen. Die Wiedergabe der vorstehenden Seite mag einen Eindruck von dem Album vermitteln. Die Beobachtungen meines Vaters übertrage ich aus seiner Handschrift².

(Der erste Geburtstag)

Unser Heinzelmännchen ist seinem ersten Geburtstage entgegengelaufen; er war in den Tagen vor dem 21. Oktober schon so sicher, dass er über die Schwelle von einem zum anderen Zimmer trippelte. Am Geburtstage erwachte Heinz fröhlich wie immer und verzehrte mit Behagen sein Morgenfrühstück – Malzkaffee und Butterbrot – bei Mutter im Bett. Der Geburtstagstisch mit dem einen Lichtlein stand in der Stube; aber Vater und Geschwister mussten zur Schule und der liebe, enkelstolze Großvater hatte auch keine Geduld mehr, so wurden denn die Geschenke herbeigeholt. Der Großvater hatte sich einen besonderen Spaß ausgedacht und erschien mit einer Uniformpuppe, dem Hitlerjungen Quex; er wurde durch die strahlende Freude des kleinen Einjährigen reich belohnt. Besonders war es die zu Quex gehörige Hakenkreuzfahne, die immer wieder Heinzelmanns Entzücken erregte. (Auch bei Ausfahrten veranlassen ihn die jetzt so häufig und zahlreich wehenden Fahnen zu lauten Freuden ausbrüchen.) Hannelore und Gerhold³ hatten für das Brüdchen kleine Spielzeuge; Heinz weiß kaum, wie er alles entgegennehmen soll, ohne etwas aus den Händen zu lassen. Er strahlt und kräht vor Freude und weiß auch die nützlicheren Dinge zu bewundern, die ihm im Laufe des Tages anprobiert werden. Die Patentante Herta brachte einen schönen rotwollenen Anzug, und die Großeltern schenkten das erste Mäntelchen, die Eltern ein passendes Gamaschenhöschen dazu und Strümpfchen, und für die für besondere Genüsse sehr empfängliche Zunge prächtig schmeckende Butterkeks...- Lieber kleiner Heinzemann, es ist deine quicklebendige Fröhlichkeit, die dir soviel

Menschen zu Freunden macht; und es ist deiner Eltern heißer Wunsch, dass dir dein Frohsinn im Leben nicht verloren gehe.

(Entwicklung der Phantasie)

Um Ostern 1935: Heinz spielt jetzt oft schon Spiele, die nur durch starke Einbildungskraft lebendig sind: Er fährt auf der Stuhleisenbahn nach „Malzmannshausen“, sitzt als Schaffner im Omnibus und schreibt Fahrkarten, schleppt den Kasten von der Nähmaschine als Mülleimer zum Müllauto, geht mit der Tasche zum Einkaufen und bringt jedem etwas mit, hängt sich die Feldflasche an die Schürze und marschiert singend als Hitlermann durch die Küche. – Februar 1936: Heinz hat eine lebhaftere Phantasie; er erzählt von seiner Schule und seinen Lehrern, weiß, wo sein Führer wohnt, macht auch Dienst; und in all diesen Phantasien lässt er sich durch Fragen nicht verblüffen.

(Allmählich erwachende Freude an der Natur)

...Im Sommer 1937 entdeckte Heinz, der oft und gern mit dem Großvater im Garten weilt, ein Jung-Häschen. Das war ein Erlebnis, zumal das Häschen stundenlang im Garten blieb und sich anschauen und beobachten ließ. – Im Garten kennt Heinz die meisten Pflanzen, er ist Großvaters Gärtnergehilfe und freut sich, wenn er helfen kann; am liebsten hantiert er mit Gießkanne und Wasser.



Heinz an der Pumpe im Schrebergarten
August 1936

² Dabei löse ich Abkürzungen auf und gleiche die Rechtschreibung der heutigen an.

³ Die neun bzw. acht Jahre älteren Geschwister

Heinz geht gern spazieren, am liebsten in den Wald. Er ist stolz auf sein eigenes Rucksäck-

chen und will ein rechter Wanderer werden wie sein Vater und sein Großvater.

7

September 1937 darf er mit zu einer zweitägigen Schulwanderung auf den Meißner. Das war ein Erlebnis! Die Bahnfahrt⁴, die Wanderung mit den vielen Kindern, das Kochen in der Wandererküche⁵, die Übernachtung in der Jugendherberge. Er hat tapfer durchgehalten.



Heinz am Bahnhof Velmeden
September 1937

April 1939: Lange ist nicht berichtet worden, Heinz ist in der Zwischenzeit schon ein tüchtiger Wanderer geworden. Zu den Wanderungen des Lehrer-Turnvereins geht er fast regelmäßig mit, und dann ist er mit Recht stolz, wenn die alten Wanderer ihn loben, weil er die 15 km so brav gelaufen ist.

Die monatlichen Wanderungen des Lehrerturnvereins waren regelmäßig Ganztags-Unternehmungen - allein schon wegen der oft zeitraubenden Hin- und Rückfahrt mit Bussen und Bahnen. Ich erinnere mich, dass bei einer Winterwanderung bei Naumburg der bestellte Bus der Kasseler Omnibusgesellschaft wegen einer Panne nicht erschien. Wir mussten stundenlang auf einen Ersatzbus warten und kamen erst in dunkler Nacht am Betriebshof am Hallenbad an, frierend und todmüde. Die 20 Minuten Fußweg bis nach Salzmannshausen schienen kein Ende zu nehmen.

Für einen kleinen Jungen wie mich waren diese Busse (von Henschel und Sohn aus unserer Stadt) richtige Ungetüme. Die Fahrer imponierten mir, weil sie alle Hände voll zu tun hatten: schalten, bremsen, die Zündung verstellen, den Scheibenwischer per Hand bewegen. Heizung gab es nicht. Die Sitze aus glattem Leder waren im Sommer kühl und im Winter eisig. Wichtig für uns war die Buslinie „Rund um den Kaufunger Wald“, die auch unsere Siedlung berührte. Sie führte über Hannover-Münden, Witzenhausen und Großalmerode schließlich im Lossetal zurück nach Kassel-Bettenhausen. Vom Bahnhof Bettenhausen aus konnte man damals noch mit dem Zug Eschwege-West oder Witzenhausen-Süd erreichen, und die Kohlenbahn fuhr in die Söhre nach Wellerode-Wald.

(Bericht des Vaters)

Januar 1939 war er mit auf dem Meißner und erlebte mit Eltern und Geschwistern herrliche Schneetage

⁴ Die Bahnfahrt ging vom Bahnhof Bettenhausen durch das Lossetal und über Walburg nach Velmeden, wo der Fußmarsch auf den Meißner begann. Wahrscheinlich waren für die Schülerinnen Extra-Kurswagen angehängt worden.

⁵ Die Schülerinnen belegten das ganze Meißnerhaus. Meine Mutter und andere Frauen kochten in der Selbstversorgerküche in einem riesigen Waschkessel Suppe oder Eintopf. Nach meiner Erinnerung hatte Vater einen ganzen Rucksack voll Erbswurst mit. Die hatten wir zuvor in der Nahrungsmittelfabrik Hohenlohe in der Sandershäuser Straße geholt - wahrscheinlich eine erbettelte Liebesgabe der Firma an die unweit gelegene Schule.



Auf dem Meißner im Januar 1939

Von diesen Wintertagen ist mir noch eine Szene lebhaft in Erinnerung. Mein Bruder Gerhold ist dabei, seine Skier anzuschnallen. Das ist damals noch eine mühselige Angelegenheit

8

mit richtigen Riemen. Dabei verliert er das Gleichgewicht und sein zweiter Ski saust den Hang hinunter. Zu Fuß muss er den Hang hinabsteigen und seinen Ski im Gebüsch am Waldrand suchen. In das Gelächter der vielen Mädchen konnte er gar nicht einstimmen.

(Bericht des Vaters)

Sommer 1937 und 1938 war er mit am Diemelsee⁶, wo es ihm so gut gefallen hat, dass er nun jedes Jahr hinmöchte.

scheint es mir) habe ich am Fenster im Zimmer meines Bruders auf einem Fußbänkchen gestanden und hinüber geblickt über die Sandershäuser Straße. Durch die dort gelegenen Gärten und Felder wurde die Zufahrtstraße zur Autobahn-Anschluss-Stelle Heiligenrode gebaut, die unmittelbar vor Salzmannshausen von der Sandershäuser Straße abzweigte



Am Diemelsee – Juli 1938⁷

Eine meiner lebhaftesten Erinnerungen ist die an den Bau einer neuen Straße. Das muss im Sommer 1936 gewesen sein. Wochenlang (so

⁶ In Heringhausen hatten sich die Familien Passe, Raßner, Dörrbecker und Vonjahr in einer Sommerfrische eingemietet. Die Väter waren allesamt Lehrer in Kassel. Sie wanderten regelmäßig gemeinsam und spielten zusammen Skat. Ihre Kinder waren ungefähr im gleichen Alter.

⁷ Erst aus dieser Aufnahme habe ich erfahren, dass es schon vor dem Zweiten Weltkrieg Coca-Cola in Deutschland gab. Ganz bestimmt haben mich meine Eltern aber nie die braune Brause trinken lassen. Allenfalls gab es „for 'nen Fünfer Quatsch“ – Himbeersaft für fünf Pfennig.



Straßenbau mit einfachsten Mitteln

Foto aus: Siemon, Seite 43

Viele Männer waren mit Kreuzhacke und Schaufel dabei, die Trasse auszubauen. Eine Feldeisenbahn mit Kipploren transportierte Erde, Sand und Steine. Später fuhren große Dampfwalzen hin und her. Ich bedauerte sehr, dass meine Mutter mir nicht erlaubte, zur Baustelle zu gehen. Die breite Zufahrtstraße durchschnitt den Zugang zu unserem Schre-

bergarten. Jetzt mussten wir auf dem Weg dorthin immer besonders aufpassen, obwohl der Kraftfahrzeugverkehr nach heutigen Vorstellungen noch minimal war.⁸

⁸ Die Autobahn-Anschluss-Stelle Heiligenrode wurde 1937 eröffnet.

Salzmannshausen



Dreifamilien-Reihenhäuser in Salzmannshausen
Foto aus: Denkmalbuch

Die Siedlung Salzmannshausen entstand nach dem Ersten Weltkrieg. Ursprünglich waren diese Wohnungen für Arbeiter und Angestellte der benachbarten Schwerweberei Salzmann & Co. geplant, wurden jedoch dann auch an andere Familien vermietet. Diese Siedlung war rings von Gärten, Wiesen und Äckern umgeben. Hier wurde ich geboren. Salzmannshausen war meine Heimat, bis ich 1961 meine erste Pfarrstelle antrat. Meine Eltern wohnten noch bis 1970 dort, sodass auch meine Kinder meine Heimat noch kennen gelernt haben.

Das Foto oben zeigt die Häuserzeile in der Spangenberger Straße. Im Hintergrund ist das Haus Nummer 1 in der parallel verlaufenden Salzmannstraße zu erkennen. In der ersten Etage dieses Hauses wohnten wir von Ostern 1934 ab⁹. Das folgende Foto zeigt dieses Haus von der Sandershäuser Straße aus im Jahr 1934. Im Erdgeschoss wohnte das Ehepaar Schmidt, im zweiten Stock Familie Lilienthal. Kurt Lilienthal war wie mein Vater Lehrer an der Bürgerschule 26. Sie hatten eine Tochter Lieselotte, die modisch Lilo gerufen wurde. Zu Lilienthals sagte ich „Onkel“ und „Tante“. Ich ging oft zu ihnen hinauf.

Im Dachgeschoss hatte jede Mietpartei eine Mansarde, einen Abstellraum ohne Ofen, flie-

⁹ An die Wohnung, in der ich geboren bin und getauft wurde, in der Sandershäuser Straße, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Bendes Wasser und Toilette. In unserer Mansarde stand ein Bett, sodass dort auch einmal Besuch übernachten konnte. Außerdem befand sich dort oben ein geräumiger Trockenboden. Im Vorraum stand Vonjahrs Wäschemangel. Als ich größer war, musste ich deren riesiges Rad drehen, bis ich dachte, die Arme fallen mir ab.



Salzmannstraße 1
Ecke Sandershäuser Straße

In den ersten Lebensjahren war der Raum zwischen den Häuserzeilen meine Welt. Zur San-

dershäuser Straße war sie durch eine Mauer begrenzt, die man im oberen Foto sehen kann. Die einzelnen Haus-Grundstücke waren durch Zäune voneinander getrennt. In der Mitte zwischen den beiden Häuserzeilen stand parallel dazu eine Reihe niedrigerer Gebäude, in dem jede Mietpartei einen „Stall“ hatte. Tatsächlich waren dort Dunggruben eingebaut, sodass man eine Ziege oder ein Schwein hätte halten können. Ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass in diesen „Ställen“ Tiere gehalten wurden (außer – in der Kriegszeit – Kaninchen). Für uns war es der Holzstall. Darin standen der Handwagen und Vaters Fahrrad; Gartengeräte wurden hier aufbewahrt, und der Vorrat an Brennholz war vor Regen und Schnee geschützt.

Der freie Raum zwischen Haus und Holzstall war mit Gras bewachsen. Er diente allen Mietparteien des Hauses als Trocken- und Bleichplatz für die große Wäsche. An stabilen hölzernen Pfosten wurden die Wäscheleinen befestigt. Ein großer Apfelbaum stand in der Mitte. Dieser eingefriedete Raum war mein erster Abenteuer-Spielplatz.

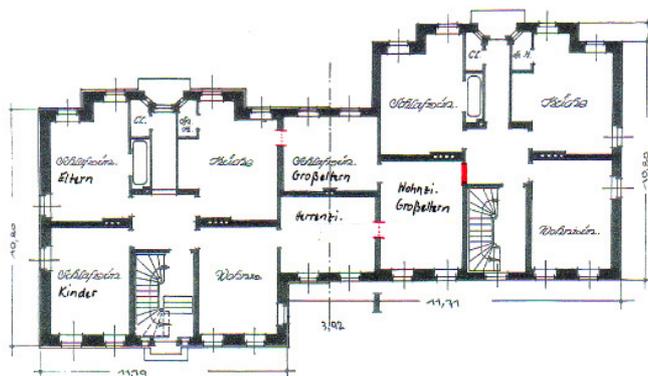


Auf der Bleiche hinter dem Haus am 29. Mai 1935 (Vaters Geburtstag) von links nach rechts die Vettern und Basen:
Hubert Wittich aus der Huthstraße,
Lore und Willi Vonjahr aus dem Königstor,
Hannelore und Heinz Vonjahr

In unserer Wohnung lebten wir zu siebt in sechs Zimmern. Damit die Großeltern Gerhold mit in unsere Wohnung ziehen konnten, wurde die ursprüngliche Vierzimmer-Wohnung durch zwei Zimmer aus dem angebauten Nachbar-

haus erweitert. Dazu wurden zwei Türen neu gebrochen und der Zugang zum Nachbarflur zugemauert. Dadurch hatten wir sehr viel Platz.

Allerdings spielte sich das Familienleben hauptsächlich in der Küche ab. Dort wurde auch im Familienkreis gegessen. Das Wohnzimmer mit dem dunklen Buffetschrank, dem Ausziehtisch und den hochlehnigen Stühlen wurde nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt. Das Herrenzimmer mit Vaters Bücherschrank und seinem Schreibtisch durfte ich nur in seiner Anwesenheit betreten. Besonders gemütlich fand ich das Wohnzimmer der Großeltern. Da stand ein Kachelofen, in dessen Ofenröhre Großmutter wintertags manchmal Bratäpfel garte.



Die Häuser Salzmannstraße 1 und 1 1/2:

Die Eingänge liegen zur Salzmannstraße; die Balkons schauen auf die Bleichen; die linke Hauswand läuft parallel zur Sandershäuser Straße

Nach einem Plan aus: Denkmalbuch

Dann und wann hatten die Großeltern „Kränzchen“. Zum Kränzchen trafen sich befreundete Ehepaare aus Großvaters aktiver Zeit als Lehrer reihum in ihren Wohnungen. Dann saßen gut ein Dutzend Menschen um den Tisch und ließen sich den selbstgebackenen Kuchen schmecken. Immer wurden auch „Niedermeisersche Plätzchen“¹⁰ angeboten, von

¹⁰ Im handgeschriebenen Kochbuch meiner Großmutter Käte Gerhold findet sich dafür das folgende Rezept:

3 Pfund Mehl, 1 Pfund Butter, 6 Eier, 8-10 Esslöffel saurer Schmand, knapp 1 Pfund Zucker, 1 Päckchen Backpulver zu einem Teig verarbeiten. Dieser wird auf ein Blech gewellt und mit dem Rädchen in Vierecke eingeteilt, welche nach dem Backen zerteilt werden.

Dieses Rezept stammte offenbar aus Niedermeiser, wohin es für mich nicht mehr nachvollziehbare verwandtschaftliche Beziehungen gab.

denen für unvermutete Gäste ständig ein Vorrat in einer Porzellandose aufbewahrt wurde.

In der Küche war in einer Nische ein Spülstein mit zwei Becken. Oft hat mein Vater das Geschirr abgewaschen und ich musste abtrocknen (was ich ebenso wenig liebte wie meine größeren Geschwister). Das heiße Wasser für den Abwasch kam aus dem „Schiff“, einem Behälter im Kohlenherd, in dem das Wasser sozusagen nebenbei warm wurde. Außer dem Kohleherd mit seiner blanken Platte (die mit Stahlwolle, Sidolin und viel Kraft geputzt wurde) gab es einen Gasherd. Daneben stand der Holzkasten, der einen Tagesvorrat an Kliwwern¹¹, Spänen und Briketts fasste. In der Nische am Fenster stand mein Kindertisch mit einem passenden Stuhl. Dort habe ich gemalt und geschrieben und später auch meine Schulaufgaben erledigt.

Alle Zimmer hatten einen Ofen und daneben einen Kohlenkasten. Um zu vermeiden, dass die Holzdielen sich entzündeten, war vor jedem Ofen ein Blech auf die Dielen genagelt. Jeder Ofen war durch ein Ofenrohr mit dem Schornstein verbunden. Die Ofenrohre hatte mein Vater mit Silberbronze angestrichen. Das musste von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Die Farbe dazu gab es „im Dorf“¹² in der Drogerie, wohin ich Vater gern begleitete, weil es da nach so vielen unterschiedlichen Essenzen roch.

Heizen war eine Kunst. Jeder Ofen wollte anders behandelt werden. Das musste ich spätestens dann lernen, als Vater Soldat wurde. Er hatte den Bogen heraus, wie man mit wenig Papier, ein paar Spänen und einigen dünnen Scheiten ein Feuer in Gang brachte. Vor dem Anzünden am Morgen musste die Asche des Vortages durch den Rost gerüttelt werden. Dann wurde der Aschenkasten vorsichtig auf den Balkon gebracht (Asche fliegt leicht in der Wohnung umher) und in den Ascheimer geleert. War der Ascheimer voll, wurde er in den Mülleimer ausgekippt, der vor der Haustür

stand. Anschließend mussten die Holz- und Kohlenvorräte aufgefüllt werden. Um ein Feuer im Ofen zu erzeugen, das schnell große Hitze abgab, wurden Eierkohlen¹³ aufgelegt. Briketts¹⁴ hielten länger, gaben aber nicht so viel Hitze. Tagsüber musste man darauf achten, dass das Feuer im Ofen nicht so weit herunterbrannte, dass es ausging. Weil das alles viel Arbeit war, wurden möglichst wenige Ofen angesteckt.

Man darf ja nicht vergessen, dass vor dem Winter große Mengen Kohle und Brennholz eingelagert werden mussten. Die Kohle lieferte der Kohlenhändler Brede aus der Huthstraße mit seinem Pferdewagen oder dem Opel-Blitz¹⁵. Seine schwarzen Männer brachten die schweren Steinkohlescke in den Keller. Die Briketts wurden vor das Kellerfenster geschüttet. Ich half dabei mit, sie durch das winzige Fenster zu werfen und im Keller an der Wand hoch aufzustapeln. Wahrscheinlich lieferte die Firma Brede auch das Buchenholz, bereits auf die richtige Länge gesägt. Hacken aber mussten wir es auf dem Hackklotz im Holzstall. Zum Anfeuern war Nadelholz das richtige Material. Dafür holten wir mit dem Handwagen Schwarten¹⁶ vom Sägewerk Riffer in der Leipziger Straße. Die wurden dann mit der Spannsge auf dem Sgebock auf Ofenlänge gebracht. Als zweiter „Mann“ an der Säge wurde ich dabei früh mit eingesetzt, aber meine Arme wurden von dem gleichmäßigen Hin und Her des Sägeblattes schnell müde.

In Salzmannshausen gab es breite Bürgersteige, die mit Platten belegt waren – eine ideale Rennbahn für den Zwei-Mann-Handwagen. Mein kleiner Handwagen (siehe Foto S. 10) fasste gerade zwei Knirpse in meinem Alter. Einer saß vorn und lenkte, indem er die Deichsel mit den ausgestreckten Beinen umfasste. Der andere saß hinten, entgegen der Fahrtrichtung und trampelte, was das Zeug hielt. Wir

¹¹ So heißen in Kassel Holzscheite.

¹² Bettenhausen war im Sprachgebrauch immer noch „das Dorf“, obwohl es längst einer der am stärksten von Industrie geprägten Stadtteile war. Tatsächlich gab es noch nach dem Zweiten Weltkrieg einige Bauern dort, die vor allem Gemüse zogen. – Das Dorf Bettenhausen wurde 1906 nach Kassel eingemeindet.

¹³ Aus gemahlener Steinkohle in Eierform gepresst; hoher Heizwert.

¹⁴ Quader aus gepresster Braunkohle; geringerer Heizwert.

¹⁵ Vor und nach dem Zweiten Weltkrieg ein weit verbreiteter Lastwagen mittlerer Größe.

¹⁶ Abfallbretter

kamen so auf eine erhebliche Geschwindigkeit und fegten um die Kurven, dass manche

Leute zur Seite sprangen. Nach einigen Minuten wurden die

12

Plätze getauscht. Wenn wir dazu keine Lust mehr hatten, schwangen wir uns auf unsere Roller. Ich hatte einen aus Holz, bei dem man immer ein Bein zum Abstoßen auf der Erde haben musste. Mein großer Wunsch war ein mechanischer Roller mit Trittbrett-Antrieb; den habe ich nie bekommen.

Auch Dullerdopp¹⁷ ließ sich auf den Platten bestens spielen. Neben den Bürgersteigen verliefen unbefestigte Randstreifen. Mit dem Absatz bohrten wir uns Kuhlen für das Murmelspiel. Wer eine der raren Glaskugeln besaß, konnte damit schnell viele normale Murmeln „abditschen“. – Zum Suchenspielen gab es herrliche Verstecke in dem kleinen Park in der Mitte der Siedlung und zwischen den Häusern. Wenn wir „Räuber und Gendarm“ spielten, waren die größeren Jungen im Vorteil, weil sie schon die Mauern erklimmen und auf der anderen Seite hinunterspringen konnten.

Mit fünf Jahren (so beschreibt es mein Vater) übernahm ich Gänge in die Nachbarschaft. Gegenüber, jenseits der Sandershäuser Straße, war die Bäckerei. Dort wurde das Brot eingekauft, große Laibe für unsere große Familie. Auf dem Weg nach Hause wurde dann schon ein Stück vom Knüstchen abgebrochen. War das Loch allzu deutlich sichtbar, schimpfte meine Mutter. Stand ein Familienfest bevor, wurden große Bleche mit Streusel-, Apfel- oder Zuckerkuchen in die Backstube gebracht. Dort wirkte der durch seinen Leibesumfang sehr imposante Bäcker Jentsch mit seinen Gesellen. Die fertig gebackenen Kuchen wurden am Nachmittag dann wieder abgeholt. Manchmal gab es ein rotes Himbeerbonbon aus dem großen Glas auf der Theke.

Neben der Bäckerei war ein Kaufmannsladen. Dort sah es so aus, wie es heute im Laden im Hessenpark oder einem anderen Museum konserviert wird. Auf der Theke stand die Waage, auf deren einen Teller die Gewichte gelegt wurden. An der Wand hinter der Theke waren in einer Reihe hölzerne Behältnisse angebracht. Jedes hatte einen schrägen De-

ckel. In diesen Schütten waren Zucker und Salz, Linsen und Graupen, Nudeln und was man sonst zum Kochen brauchte. Die Kaufmannsfrau stellte eine Papiertüte auf ihre Waage, fuhr mit einer Schaufel (nicht unähnlich der, die ich im Sandkasten benutzte) in die Schütte und ließ das Gewünschte in die Tüte rieseln, bis der Zeiger der Waage senkrecht stand. Essig und Öl wurden aus einer Art Tanksäule in die mitgebrachten Flaschen gefüllt. Fertig verpackt waren nur wenige Nahrungsmittel: Brühwürfel, Knorr-Suppen, Erbswurst, Butter. In diesem Laden gab es nahezu alles für den täglichen Bedarf, von der Kernseife bis zur Schuhwichse, vom Petroleum bis zum Handkäse, von der Paketschnur bis zur Maggi-Würze. Und weil hier eine öffentliche Telefonstelle war (kaum jemand hatte ein Telefon in der Wohnung) wurde mir auch schon mal aufgetragen: „Lauf mal schnell zu Meiers. Die haben eine Voranmeldung für ein Ferngespräch.“ Dann flitzte ich über die Straße zu Meiers und Frau Meier eilte hinter mir her, ohne erst die Schürze abzubinden. Denn mit dem Telefon kamen nur ganz wichtige Nachrichten – welche, das konnte sich die Kundschaft im Laden zusammenreimen, weil die Ferngespräche lautstark geführt wurden. Über dem Fernsprecher hing ein weißes Porzellschild mit großen roten Buchstaben:

**Fas-
se
dich**

An diesen in der Kindheit verinnerlichten Befehl habe ich mich mein Leben lang gehalten.

Im Lebensmittelladen gab es zwar auch Wurst, aber Fleisch holten wir beim Metzger in Bettenhausen. – An der Ecke der Huthstraße war die Gastwirtschaft Limmeroth. Ganz selten im Sommer wurde ich mit einem großen gläsernen Krug dorthin geschickt, um Bier zu holen. Die Wirtin ließ den Krug unter dem Zapfhahn voll laufen und machte den Schnappverschluss zu. Meist tranken wir selbst eingekochten Himbeersaft. Apfelsaft wurde in der

¹⁷ Spitzkreisel, der mit einer Peitsche angetrieben wird.

Kelterei am Finkenherd aus den Äpfeln unseres Baumes gepresst. Großvater und ich hatten die Äpfel und leere Flaschen auf dem

Handwagen dorthin gebracht und volle Flaschen wieder mit zurückgenommen.

Im Haus neben Bäckerei und Lebensmittelgeschäft hatte der Frisör Schucht seinen Damen- und Herrensalon. Er musste mir immer Stoppen schneiden. Ich hatte nämlich Schuppenflechte und wurde mit Teersalbe eingerieben. – Gern ging ich zum Schuster, der seine Werkstatt in der Erdgeschosswohnung in unserem Nachbarhaus hatte. Er saß auf einem Schemel an seinem niedrigen Arbeitstisch, darüber die wassergefüllte Schusterkugel, die das Lampenlicht bündelte. Ich bewunderte seine Fingerfertigkeit. Beim Besohlen eines Schuhs hatte er ganz schnell viele kleine Holzstifte in die mit der Ahle vorgebohrten Löcher des Lederstücks hineingeschlagen. Damit die Sohlen länger hielten, wurden bei meinen Alltagsstiefeln sogenannte Pinnen hineingehämmert, Stahlnägel mit einem breiten Kopf.

Manchmal nahm mich Großvater mit in die Stadt, wenn er dort etwas zu besorgen hatte. Meist gingen wir zu Fuß, das war billiger. Ich erinnere mich an einen Besuch in einem Seiler- und Korbwarengeschäft. Dort kaufte Großvater Bast und andere Dinge für den Garten. Auf dem Rückweg bekam ich einen Amerikaner – eine ungewohnte Leckerei. Genüsslich wurde zuerst die Zuckerschicht auf der Unterseite abgeleckt.

Fast regelmäßig besuchten wir auf dem Weg Großvaters Schwester Auguste. Die Tante Gustchen wohnte im Siechenhof an der Leipziger Straße. Da hausten in kleinen Zimmerchen lauter alte Leute. Bei Tante Gustchen roch es ganz anders als zu Hause. Ich mochte den Geruch. Mutter erklärt mir: „Das kommt von der Pflanze Lavendel. Die getrocknete Blume näht Tante Gustchen in Säckchen und legt sie zwischen ihre Wäsche im Schrank.“

Regelmäßig war auch das Sonnabends-Ritual. Am Nachmittag wurde der Gas-Badeofen angezündet. Gegen Abend wurde ich gebadet. Dann durfte ich im Nachthemd an den Abendbrotstisch. Da gab es Kakao und Brötchen mit Kochkäse. Anschließend durfte ich mit dem Großvater noch eine Partie Mühle, Dame oder Halma spielen. Danach erst ging's ins Bett.

An außergewöhnlichen Ereignissen scheint meine frühe Kindheit arm gewesen zu sein. Einmal habe ich einen Zeppelin gesehen. Am vorher angekündigten Tag fuhr die ganze Familie in das Königstor. In dem Haus Nr. 57, das Großvater Vonjahr gehörte, stiegen wir auf das Dach. Dort oben war eine Art Plattform. Von da aus konnten wir lange die langsame Fahrt des Riesenluftschiffes in niedriger Höhe über das Stadtgebiet verfolgen.¹⁸

Irgendwann ging ich mit meiner Mutter in ein großes Haus (nach meiner Erinnerung in der Nähe der Drahtbrücke). Dort warteten wir in einer Schlange, bis wir an der Reihe waren. Wir bekamen für jeden Familienangehörigen eine Volks-Gasmaske. Ich musste sie gleich anprobieren. Die Gasmaske war ein Ding aus Gummi wie eine Fußballblase. Ich musste sie über den Kopf ziehen. Dann lag sie ganz eng an, und ich hatte das Gefühl zu ersticken, bis ich gelernt hatte, richtig zu atmen. Die Nasenöffnung war eine Art Ventil; dadurch konnte man nur ausatmen. Einatmen musste man durch den topfartigen Filter vor der Mundöffnung. Zwei große runde Scheiben boten den Augen Ausblick. Irgendetwas hatte dieses schreckliche Gerät mit irgendwelchen Feinden Deutschlands zu tun, die mir dadurch sehr unsympathisch wurden.

¹⁸ Das war wohl im Jahr 1936. Da landete die „Hindenburg“ auf dem Waldauer Flugplatz. Im Jahr darauf brannte die „Hindenburg“ in Lakehurst (U.S.A.) aus und der Luftschiffbau wurde in Deutschland eingestellt.

1939: Einschulung und Kriegsbeginn

Von den Sorgen der Erwachsenen angesichts der Zuspitzung der weltpolitischen Lage habe ich nichts mitbekommen. Auch die Eintragungen meines Vaters in dem Album „Unser Kind“ lassen davon nichts ahnen:

(Im Ernst des Lebens)

April 1939: Heinz war schon immer recht anständig und willig. Beim Reinemachen, beim Kuchenbacken und dergleichen geht er der Mutter gern zur Hand. Seit einigen Wochen hat er sich freiwillig verpflichtet, der aufwachsenden Großmutter das Geschirr abzuputzen. – Wenn der Großvater in den Garten geht, muss er dabei sein. – Zu Hause verbraucht er unheimlich viel Papier, ist scharf auf jedes Notizbuch und kann sich mit Schere und Leimtopf stundenlang allein beschäftigen. – Seit Weihnachten besitzt er einen Trix-Baukasten¹⁹, und bei schlechtem Wetter ist Bastelstunde beim Großvater. Seitdem will er „Ingenieur“ werden.

(Das erste Schuljahr)

April 1939: Heinz war mit seinem Vater schon oft in dessen Schule, aber der 12. April war doch „der“ Tag, der schon wochenlang vorher ihn beschäftigte. Nachdem er unter dem Weihnachtsbaume den Ranzen vorgefunden hatte, hatte er seine Not, ob er auch rechtzeitig eine Tafel bekam. Es war nicht möglich, ihn auf Ostern zu vertrösten. Als dann die „Unzerbrechliche“²⁰ da war, wurde sie eifrig in Benutzung genommen. Die Blockschrift-Buchstaben konnte er ja schon seit geraumer Zeit, auch das Schreiben der Zahlen hatte er sich von selbst beigebracht. Bei schlechtem Wetter waren Bleistift und Papier sein Zeitvertreib, und manchmal erschien es uns richtiger, seine Lust am Rechnen etwas zu dämpfen.

¹⁹ Baukasten mit gelochten Metallelementen, aus denen man funktionstüchtige Modelle von Maschinen bauen kann.

²⁰ Die normale Ausrüstung des Erstklässlers bestand aus Schiefertafel, Griffel und Schwamm. Die Schiefertafeln hielten oft nicht lange. Da war die unzerbrechliche Tafel aus Kunststoff ein echter Fortschritt. Man schrieb darauf mit Bleistift, der leicht wegzuwischen war. In meiner Klasse war ich der einzige Schüler mit solch einem fortschrittlichen Gerät.

Am liebsten schreibt Heinz „Sätzchen“ auf: $2+2=4$ / $4+4=8$ / $8+8=16$ / $16+16=32$. In einem alten Hauptbuche schreibt er lange Zahlenkolonnen untereinander, gern bringt er selbstgeschriebene Rechnungen und Quittungen zu den einzelnen Familienmitgliedern. – In Begleitung der Mutter tut Heinz am 12.4.1939 den ersten Gang zur Schule und erhält den Lehrer Höhmann. Mit ihm gehen aus der Siedlung seine Spielgefährten Horst Jürgen Schneider, Theo Merkel und Dieter Schnaudt in die Bürgerschule 25 in Bettenhausen²¹.



(Wünsche und Launen)

April 1939: Heinz hat schon viele Schulfilme gesehen und betrachtet es als sein wohlverworbenes Recht, mit dem Vater in die Schule zu gehen, wenn der Filme vorführt²².

²¹ Nicht nur in Kassel war es üblich, Jungen und Mädchen in getrennten Schulen zu unterrichten. Die Bettenhäuser Schulen 25 (für Knaben) und 26 (für Mädchen) lagen nebeneinander in der Eichwaldstraße. Den Schulweg kannte ich also längst, weil ich meinen Vater schon öfter zu seiner Schule begleitet hatte.

²² Heinrich Vonjahr hatte schon früh die pädagogischen Möglichkeiten des damals neuen Mediums Film erkannt. Er hatte den Umgang mit Projektor und Film erlernt. Er arbeitete eng mit der Stadtbildstelle zusammen, bei der Lehrer Schmalfilme ausleihen konnten, die eigens für Unterrichtszwecke gedreht worden waren. In Vaters Schule gab es einen besonderen Filmraum, den man verdunkeln konnte. Offenbar haben die bewegten Bilder damals die gleiche Faszination auf Kinder ausgeübt wie das Fernsehen heute.

Da er jetzt nun selbst Schüler der Knabenschule ist, hat er sich ausbedungen, dass der Vater seine Filmvorführungen so einrichtet, dass er sie nicht zu versäumen braucht.

Mein Gedächtnis hat keine Erinnerungen an dieses erste Schul-Vierteljahr zwischen Ostern und den Sommerferien 1939 gespeichert. Offenbar gab es keine besonderen Vorkommnisse. Zuerst wurde das Lesen und Schreiben von Blockschrift geübt. Dann begannen wir mit der Sütterlinschrift.

a b c d e f g h i j k l m n o p q r # s t u v w x y z
A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W
X Y Z

Es muss in diesem Jahr gewesen sein, dass mein Vater mich gelegentlich zu Hausbesuchen bei Eltern seiner Schülerinnen mitnahm. Worum es dabei ging, weiß ich nicht, habe es wahrscheinlich damals auch gar nicht mitbekommen. Jedenfalls war ich mit Vater in Wohnungen in der Ochshäuser Straße und in der Afrika-Siedlung, in denen es sehr viel enger herging als bei uns zu Hause. Manchmal habe ich Vater auch begleitet, wenn er als Blockwart der NSV²³ Mitgliedsbeiträge abholte oder WHW-Abzeichen²⁴ verkaufte. Es gab als Dank für eine Spende für das WHW kleine bemalte Holzfiguren, in jedem Jahr andere. Mein Vater hatte alle Figuren gesammelt. An die Innenseite seiner Bücherschranktür hatte er eine Stoffbahn angepinnt. Daran wurden die WHW-Figuren festgesteckt.²⁵

Meine Begeisterung für Fahnen und Aufmärsche ließ auch jetzt nicht nach. Ich sehe mich mit meiner Mutter in der Leipziger Straße stehen, ein Papierfähnchen mit der Hakenkreuzfahne in der Hand. Die Menschen drängen sich auf den Bürgersteigen zu beiden Seiten der Straße. Uniformierte stehen Spalier. Aus vielen Fenstern hängen Flaggen. Es ist ein farbenfrohes Bild. Wir warten auf „unseren Führer und Reichskanzler Adolf Hitler“. Wir müssen

lange stehen, bis endlich seine Autokolonne von Waldau her auftaucht. Der Führer steht in einem großen offenen Personenwagen mit erhobenem rechtem Arm. Die Menge schreit „Heil!“ Ich schreie mit. Schnell ist die Wagenkolonne in Richtung Innenstadt verschwunden.²⁶



Adolf Hitler fährt im offenen Wagen durch die Kasseler Innenstadt und läßt sich feiern.

In den Sommerferien 1939 war mein Vater wochenlang zu einer Wehrdienstübung, wie in jedem Jahr. Als Reserveoffizier musste er dann zu seiner Pioniereinheit nach Hannoversch Münden. Aber in diesem Jahr war das Besondere, dass die Übung weit weg stattfand, in einem Land mit dem unaussprechlichen Namen Tschechoslowakei. Kaum war Vater Ende August wieder daheim, da wurden wir nachts durch lautes Rufen von der Straße her geweckt. Ein Bote brachte den Gestellungsbefehl. Der daraufhin ausbrechenden Hektik und dem sorgenvollen Ton meiner Eltern konnte ich abspüren, dass es diesmal um mehr ging als eine vorübergehende Abwesenheit des Vaters zu einer Wehrübung. Es war Krieg.

Unser Lehrer Höhmann kam nach den Sommerferien nicht in die Schule zurück; er war wie mein Vater Soldat geworden. Stattdessen hatten wir wechselnde Lehrer, meist ältere Herren, die aus ihrem Ruhestand zurückgeholt worden waren. Oft fielen Unterrichtsstunden

²³ NSV: Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, die Wohlfahrtsorganisation der NSDAP

²⁴ WHW: Winterhilfswerk

²⁵ Als wir 1945 aus der Evakuierung zurückkamen, war die Sammlung nicht mehr da.

²⁶ Natürlich weiß ich das Datum dieses Ereignisses nicht mehr. Aus einem Buch habe ich inzwischen gelernt, dass Hitler im Juni 1939 zum ersten „Großdeutschen Reichskriegertag“ in Kassel war: Thomas Siemon, Das war das 20. Jahrhundert in Kassel; Wartberg-Verlag, Gudensberg 1999. Aus diesem Band stammt auch die obige Fotografie. Sie zeigt zwar die Innenstadt, aber in Bettenhausen sah es an diesem Tag ähnlich aus.

aus. Manche Stunde verbrachten wir im Freien, um unter Anleitung eines Lehrers Him-

beerblätter oder andere Tee- und Heilkräuter zu sammeln. Die meisten der zu sammelnden Pflanzen kannte ich schon, denn mein Vater hatte es auf unseren Wanderungen nie an Erklärungen mangeln lassen.

Auch das Sammeln von Altmaterial wurde nachdrücklich betrieben. „Lumpen, Eisen, Knochen und Papier“ galten nun als wertvolle Rohstoffe. Die Ergebnisse der Sammelei wurden in einer Art Rangliste festgehalten. Als Preis für meinen Eifer erhielt ich einmal ein Buch mit dem Lebenslauf des Führers. Nur dem schulischen Fortschritt war das alles kaum förderlich, wie mein Zeugnis aus dem zweiten Schul-Halbjahr ausweist: „Wegen häufigen Unterrichtsausfalls werden Leistungsnoten nicht erteilt.“

Klasse: VIII 6

Zeugnis für das Winter-Halbjahr 1939/40.

Betragen :	Religion :
Aufmerksamkeit :	Deutsch { a) mündlich :
Ordnung :	{ b) schriftlich :
Schulversäumnisse { a) entschuldigte :	Rechnen :
{ b) unentschuldigte :	Raumlehre :
Berspätungen :	Erdkunde :
Besondere Bemerkungen :	Geschichte :
<i>Wunder!</i>	Naturgeschichte :
	Naturlehre :
	Schönheitsreiben :
	Zeichnen :
	Singen :
	Turnen <i>Kassel am 20. III. 40.</i>

Wegen häufigen Unterrichtsausfalls werden Leistungsnoten nicht erteilt.

Der Rektor: *Niessner*

Der Klassenlehrer: *Kassel*

Die Kenntnisnahme bescheinigt:
(Der Vater oder dessen Stellvertreter)

by H. H. H.

1939 bis 1941: Im Krieg

Luftschutz

Als erstes veränderte sich durch den Kriegsbeginn die unmittelbare Umgebung. Alle Fenster erhielten lichtundurchlässige Rollos aus schwarzem Papier. Bei Einbruch der Dunkelheit mussten sie heruntergezogen werden, damit kein Lichtschein nach außen dringen konnte. Vergaß man das, erschien bald ein Luftschutzwart und erinnerte an die Pflicht zur Verdunkelung. Im Wiederholungsfall konnte man bestraft werden. Das sollte feindlichen Flugzeugen die Orientierung erschweren.

Auf jedem Treppenabsatz standen von nun an Brandbekämpfungsmittel: ein Eimer mit Sand und Schaufel zum Abdecken von Brandbomben; eine Kreuzhacke, eine Feuerpatzschke. Auf dem Trockenboden wurde eine Zinkwanne aufgestellt, die immer mit Wasser gefüllt sein musste. Alle Hausbewohner wurden vom Luftschutzwart in der Handhabung der Hand-Feuerspitze unterwiesen. Deren Saugrohr wurde über den Rand der Wanne ins Wasser getaucht; ihr Fußrohr blieb außerhalb der Wanne, darauf stellte man seinen eigenen Fuß. Bewegte man nun die Kolbenstange auf und ab, dann kam aus dem Spritzventil ein dünner Wasserstrahl. Damit sollten die Hausbewohner einen etwa entstehenden Brand bekämpfen.

Einer der Vorratskeller wurde zum Luftschutzraum umfunktioniert. Darin standen einige Bänke und zwei primitive Doppelstockbetten mit Brett-Matratze und Strohsack. Sobald die Luftschuttsirene heulte, mussten sich alle Hausbewohner unverzüglich in den Schutzraum begeben. Ich schlief – weil Vater doch nicht da ist – neben Mutter in Vaters Bett. Bald kann ich beim Sirenton noch halb im Schlaf den Trainingsanzug anziehen, meinen kleinen Notfallkoffer schnappen (der immer neben dem Bett bereit steht) und die Treppe hinunterstolpern. Herr Schmidt aus dem Erdgeschoss, unser Luftschutzwart, kontrollierte, ob alle Hausbewohner da sind und ihre Volksgasmaske dabei haben. Solange der Alarm dau-

erte, ging er von Zeit zu Zeit zur Brandkontrolle ins Treppenhaus. Nur er durfte das. Er hatte einen Stahlhelm auf.

Manchmal hören wir das Geschützfeuer der rings um die Stadt verteilten Flak-Batterien²⁷. Auch wenn die Sirenen mit einem Dauerton „Entwarnung“ gegeben haben, kann man am Nachthimmel noch die Lichtfinger der Scheinwerfer sehen.

Aber die Gaslaternen in den Straßen blieben jetzt dunkel. Der Laternenanzünder kam nicht mehr, der mit seiner langen Stange abends das Gasventil geöffnet und es am frühen Morgen wieder geschlossen hatte. Autos hatten ihre Scheinwerfer abgeklebt, sodass nur noch aus einem schmalen Schlitz ein wenig Licht auf die Straße fiel.

Lebensmittelkarten, Bezugscheine

In den Geschäften konnte man von Kriegsbeginn an die meisten Waren nur noch gegen Lebensmittelkarten oder Bezugscheine erhalten. (Bezahlen musste man natürlich außerdem.) Jeder Mensch bekam monatlich eine Lebensmittelkarte. Darauf waren kleine Felder, ungefähr zwei Quadratzentimeter groß. Auf denen stand z.B. „500 g Roggenbrot“. Wollte man nun ein Zwei-Pfund-Brot kaufen, musste die Verkäuferin im Bäckerladen zwei solche Märkchen abschneiden. Ich habe einmal zugesehen, was dann weiter mit den Märkchen geschah. Abends setzte sich die Familie des Bäckers Jentsch an einen großen Tisch, sortierte die Abschnitte und klebte sie auf Zeitungsseiten auf. Für die aufgeklebten Märkchen erhielt der Bäcker dann einen Bezugschein, für den er in der Mühle wieder Mehl beziehen konnte. Die Lebensmittelhändler hatten es noch schwieriger, weil sie die Märkchen für die unterschiedlichen Nahrungsmittel sortieren und getrennt aufkleben mussten.

²⁷ Flak: Flug-Abwehr-Kanone

Es gab unterschiedliche Lebensmittelkarten für Erwachsene und Kinder. Schwerstarbeiter erhielten eine Zulagekarte. Mein Hautarzt stellte mir wegen meiner Schuppenflechte ein Attest aus, für das ich zusätzliche Marken für Vollmilch erhielt.

Eine Zeitlang war meine Mutter dienstverpflichtet in der Bezugscheinstelle. Die war in einem Gasthaus in der Leipziger Straße. Dort mussten die Leute, die Schuhe oder Kleidung, Benzin oder Kohlen benötigten, einen Bezugschein beantragen. Manchmal musste man darauf monatelang warten.

Das war schlimm, wenn man wie ich schnell aus allen Kleidungsstücken herauswuchs. So wurde in allen Familien viel gestrickt – meist aus alter Wolle. Ein Pullover wurde aufgeribbelt und aus der so gewonnenen Wolle wurden Socken gestrickt. Ich musste oft meine Arme ausstrecken, damit Mutter Wolle darauf aufwickeln konnte. Meine Mutter saß oft stundenlang an ihrer Tret-Nähmaschine. Sie wendete eine abgetragene Jacke oder setzte einen neuen Kragen an. Sie verlängerte Hosenbeine und setzte Flicker auf die Ellenbogen.

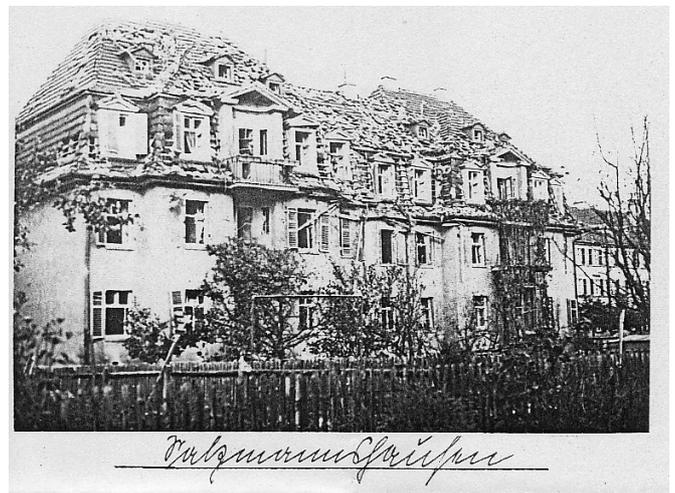
Lebensmittelkarten galten nur am Wohnort. Wollte jemand verreisen, musste er einen Teil seiner Marken in Reisemarken umtauschen. Die wurden überall angenommen und hatten eine kleinere Stückelung. – Wer seine Lebensmittelkarte verlor, war arm dran. Ersatz gab es nicht.

Bombe gegen Kanarienvogel

Eigentlich waren die Luftschutzalarme langweilig. Es passierte ja nichts. Im Sommer 1940²⁸ hörten wir zum ersten Mal ferne Detonationen, die nicht von der Flak stammten. Der Luftschutzwart sagte aufgeregt: „Das sind Bom-

ben!“ Dann gab es ein helles Heulen, wie ich es noch nie gehört hatte. Zwei mächtige Donnerschläge folgten. Das Notlicht im Keller ging aus. Staub und Pulverdampf zogen von draußen herein. Herr Schmidt schrie: „Gasmasken auf.“ Als es draußen ruhig blieb, schaute er nach dem Rechten. Er brachte die gute Nachricht, dass es nicht brennt. Aber das Haus ist beschädigt. Die hintere Haustür zur Bleiche hin war aus der Zarge gerissen und lag im Kellergang. Wir konnten die Gasmasken abnehmen.

Nach der Entwarnung sahen wir, dass vor allem unsere Etage betroffen war: die Küche und das Schlafzimmer der Großeltern sahen wüst aus. Überall lagen die Scherben der Fensterscheiben, auch in die Federbetten hatten sie sich hineingebohrt. Die Fensterrahmen waren teilweise zerstört. Gardinen hingen in Fetzen herunter. Über allem hatte sich eine feine Staubschicht ausgebreitet. Der Käfig meines Kanarienvogels Hansi lag auf der Erde; der Vogel war nicht zu sehen. Der Putz der Außenwände hatte Löcher, aber die Wände hatten gehalten.



Salzmannstraße 1 und 1 ½
nach der Bombardierung

Wie wir den Rest der Nacht verbrachten, weiß ich nicht mehr. Geschlafen hat wohl niemand im Haus. Die ersten Bomben in Kassel haben ausgerechnet unser Haus getroffen! Als es hell wurde, sahen wir zwei Bombentrichter auf der Bleiche. Höhere Luftschutzwarte sagten uns,

²⁸ Nach den Unterlagen im Kasseler Stadtarchiv (Bestand S 8 C1, C2 und C4) war das entweder am 22. oder am 24. Juli 1940 (briefl. Mitteilung Werner Dettmar vom 16.04.2001). Von Werner Dettmar erhielt ich auch das Foto der beschädigten Häuser.

es seien englische 2½-Zentner-Bomben gewesen.²⁹ Im linken Bombenrichter fanden wir meinen Hansi, leblos. Ich wurde sehr böse auf

²⁹ Siemon, S. 46 zum Jahr 1940: „Erster Angriff der britischen Royal Air Force auf Kasseler Stadtgebiet Ende Juni. Er gilt dem Flughafen Waldau, richtet aber nur geringfügigen Schaden an.“

die englischen Flieger. Am anderen Tag pilgerten viele Menschen aus der Stadt nach Salzmannshausen, um sich die Schäden zu besehen, die die ersten Bomben auf Kassel angerichtet hatten. Ich kam mir sehr wichtig vor, weil es unsere Wohnung ist.

Wir konnten nicht in der Wohnung bleiben. Meine Mutter und ich wurden von den Großeltern Vonjahr im Königstor aufgenommen. Die Großeltern Gerhold kamen wohl vorübergehend bei ihrer Tochter Herta in Salzmannshausen unter. Ich musste für die nächsten Wochen in eine andere Schule gehen, in die Bürgerschule im Königstor. Ich kam in die gleiche Klasse wie mein Vetter Willi. Wir hatten einen alten Lehrer, der vor dem Ersten Weltkrieg schon meinen Vater unterrichtet hatte.

Im Königstor gab es andere Spiele als in Salzmannshausen. Zusammen mit Vetter Willi spielte ich auf dem Hof zwischen Vorderhaus und Werkstattgebäude. Beliebte als Versteck beim Suchenspielen war der dunkle Torweg, der unter dem Vorderhaus hindurch zur Straße führte. Dort standen der Stoßkarren³⁰ und der Plattenwagen³¹ der Schreinerei. Nur selten wurde in der Werkstatt gearbeitet. Großvater Vonjahr hatte sich ja schon lange zur Ruhe gesetzt. Onkel Hans, Vaters Bruder, der Schreinermeister, musste als Hilfspolizist in der Stadt Dienst tun.

Eines Tages brach große Aufregung aus. Meine Schwester, die in Udenhausen bei Hofgeismar eine Lehre in ländlicher Hauswirtschaft absolviert, war von einem Pferd getreten worden, als sie es bei einem nächtlichen Gewitter von der Koppel holen wollte. Nach der Erstversorgung im Krankenhaus kam Hannelore nun auch ins Königstor. Sie hatte eine tiefe, eiternde Wunde im Oberschenkel. Sie lag lange bei Tante Elfriede im Bett. Regelmäßig musste der Verband gewechselt werden. Mutter war sehr besorgt.

³⁰ Stoßkarren: einachsiges Gefährt mit zwei Führungsholmen, mit dem ein Mann kleinere Lasten transportieren konnte

³¹ Plattenwagen: großer Handwagen mit ebener Ladefläche für den Transport von Brettern und Möbelstücken

Nach den Sommerferien konnten wir in unsere Wohnung zurück. Die Schäden waren beseitigt. Es hatte Beihilfen und Bezugscheine gegeben, um die zerstörten Betten und Gardinen zu ersetzen. Einen Kanarienvogel wollte ich nicht wieder haben.

Im Keller wurde ein anderer Raum zum Schutzraum ausgebaut. Er lag unmittelbar am Nachbarhaus. Die Wand erhielt einen Durchbruch zum Nachbar-Schutzraum, als Notausgang. Die Decke wurde mit Stempeln abgestützt. Vor dem Kellerfenster hatten Maurer eine Schutzmauer errichtet. An allen Häusern wiesen große weiße Buchstaben „LS“ auf die Lage des Luftschutzraums hin, damit Retter wussten, wo sie nach Verschütteten suchen müssen.

Der ferne Vater

Großvater hatte eine Landkarte an der Wand in der Küche befestigt. Da steckten wir gemeinsam nach dem Wehrmachtsbericht im Radio mit kleinen Fähnchen den Frontverlauf ab. Wo mein Vater sich befand, steckte eine rote Nadel. Nicht immer wussten wir genau, wo er war. Er war zuerst in Polen. Dann wurde seine Einheit ins Rheinland verlegt. Dort kaufte er im Cordes-Werk eine Waschmaschine für meine Mutter. Das war die erste elektrisch betriebene Maschine in unserem Haushalt überhaupt. In einem Holzbottich war ein Drehkreuz angeordnet. Man füllte die gekochte, heiße Wäsche in den Bottich. Nach dem Verriegeln des Deckels bewegte das Drehkreuz dann das Waschgut hin und her. Dadurch entfiel das Stampfen und Wringen mit der Hand, das meiner Mutter so viel Schmerzen bereitete. Sie hatte eine Hand, die vom Waschwasser immer voll Schrunden war, weil sie einmal durch Röntgenbestrahlung verbrannt worden war.

Wir hielten Kontakt zu Vater durch Briefe. Ich schrieb ihm regelmäßig. Auf dem Briefumschlag vermerkte ich „Feldpost“. Mein Vater hatte als Anschrift eine Feldpostnummer. Im Laufe des Krieges wechselte diese Nummer mehrfach. Auf Feldpostbriefe brauchte man keine Briefmarken zu kleben. Regelmäßig packten wir Päckchen. Zu Vaters Geburtstag,

zum Hochzeitstag meiner Eltern und zu Weihnachten bekam er immer ein Paket. Wir füllten

es mit selbstgebackenen Plätzchen oder einem Kuchen, mit Unter-

20

wäsche und Socken, einem Buch, das Vater sich aus seinem Bücherschrank gewünscht hatte, oder anderen Dingen, von denen Mutter meinte, dass Vater sie braucht. Alles musste für den langen Transport haltbar verpackt und mit Seil verschnürt werden. Kartons, Packpapier und Schnur wurden im Lauf des Krieges immer rarer und schlechter. Unter Großvaters Anleitung entwickelte ich mich zum Verpackungsspezialisten. Ich löste Knoten, entwirrte Verküzelungen und knotete kürzeste Schnurenden aneinander. Gegen Kriegsende gab es nur noch Paketschnur aus gedrehtem Papier; die riss oft schon bei geringer Belastung. Das Packpapier wurde mehrfach verwendet, abgestoßene Ecken wurden überklebt³².

In längeren Abständen kam mein Vater für einige Tage oder auch zwei Wochen nach Hause. Dann hatte er Urlaub. Er war inzwischen zum Hauptmann befördert worden. Auf der silbernen Achselklappe trug er zwei Sterne. Die meisten anderen Soldaten mussten ihn zuerst grüßen. Ich war stolz auf meinen Vater in Uniform.



Auf dem Balkon im Königstor, 1942

von links: der Vater, Heinz, die Mutter, Bruder Gerhold
(alle im hellen Sonnenlicht blinzeln)

Nach dem Frankreich-Feldzug blieb Vater mit seiner Einheit als Besatzung in Frankreich. Dort gab es Dinge, die in der „Heimat“ nicht mehr zu kaufen waren. Deutlich erinnere ich mich

an die Geschenke, die ich zu Geburtstagen und zu Weihnachtsfesten von Vater erhielt: Rollschuhe, einen rostroten Wintermantel und eine Armbanduhr. Einmal brachte er Blockschokolade mit, die ich noch nie gesehen, geschweige denn gekostet hatte. Bei einem seiner Besuche nahm er mich mit in ein Geschäft in Kassel. Er bestellte eine neue Ordensspange und kaufte einen Revolver. Als er den zu Hause meinem Bruder zeigte, löste sich ein Schuss und fuhr neben Gerholds Fuß in den Fußboden. Im Teppich war ein Loch, und auch die Diele darunter hatte eins. Wir waren alle sehr erschrocken, Vater am meisten. Gut, dass Mutter nicht dabei war!

Krieg gegen Rußland

1941 wurde Vaters Brückenbaukolonne nach Ostpreußen verlegt. Dort konnte ihn meine Schwester – die inzwischen auf einem Gut bei Labiau arbeitete – mehrmals besuchen. Im Sommer 1941 wollten meine Mutter und ich eine Wanderung in die Waldauer Wiesen unternehmen, zusammen mit Vaters Schwester Elfriede und ihrem Mann Fritz. Wir trafen uns in der Kaufunger Straße. Da es warm war, standen die Fenster offen. Aus einem Erdgeschossfenster dröhnte ein Radio. Plötzlich wurde die Musik unterbrochen durch die Erkennungsmelodie der Sondermeldungen des Oberkommandos der Wehrmacht. Der Sprecher gab bekannt, dass deutsche Truppen die Grenze zur Sowjetunion überschritten hätten. Wir wussten sofort, dass Vaters Pioniere ganz vorn dabei waren. Deshalb war er nach Ostpreußen verlegt worden. Die Erwachsenen machten sorgenvolle Gesichter und sprachen halblaut miteinander. Ob wir unsere Wanderung noch begonnen haben, weiß ich nicht mehr. Es war Sonntag, der 22. Juni.

Woran ich mich sonst noch erinnere

³² Die heute gebräuchlichen, praktischen Klebstreifen gab es noch nicht.

Es gibt Erinnerungen, die ich zeitlich nicht präzise einordnen kann, die aber wohl in die Kriegsjahre 1941 bis 1943 gehören.

hat. Großmutter und ich haben es deiner Mutter geschenkt.“ Großvater brachte mir die Anfangsgründe des Klavierspiels bei. Er hatte früher sogar Orgel gespielt. Ich musste lernen, wie die Noten hießen und welche Tasten ihnen zugeordnet waren. Ich habe die Unterrichtsstunden nicht als eine Erfolgsgeschichte in Erinnerung. Manchmal kam ein Klavierstimmer. Ich hatte ihn im Verdacht, dass sein Herumhantieren am geöffneten Klavier gar nichts brachte. Für mich klang das Klavier immer gleich, ob vor oder nach dem Stimmen. Als wir evakuiert wurden, konnte das schwarze Klavier nicht mit umziehen. Ich habe es nicht vermisst.³³

Ich will wieder artig sein

Mutter steht am Bügelbrett. Das ist in der Küche über zwei Stuhllehnen gelegt. Ich mache mir in ihrer Nähe zu schaffen. Aber sie beachtet mich nicht. Das macht mich unglücklich. Da stelle ich mich vor das Bügelbrett. Ich komme mir ganz klein vor. Mit gesenktem Kopf murmle ich: „Ich will wieder artig sein.“ Da streicht Mutter mir über den Kopf und sagt mit einem Seufzer: „Ach, mein Junge. Geh spielen!“ Da kann ich wieder fröhlich sein.

Scharfe Splitter

Wie alle Jungen meines Alters sammelte ich Bomben- und Granatsplitter. Die gab es in allen Größen. Alle waren entsetzlich scharfkantig. Meine Mutter hielt nichts von dieser Sammelei. Ich versuchte, die Splitter an ihren aufmerksamen Augen vorbei in meine Schatzecke zu schmuggeln, indem ich sie in mein Taschentuch wickelte und in der Hosentasche verstaute. Allerdings musste ich dann zu erklären versuchen, warum meine Taschentücher ständig Risse hatten.

Das schwarze Klavier

Im Esszimmer stand Mutters schwarzes Klavier. Hob man den Deckel, konnte man über den Tasten lesen: „Scheel, Kassel“. Großvater sagte: „Das ist die Firma, die das Klavier gebaut

21

Süßes Plexiglas

Wenn irgendwo ein Flugzeug am Boden zer-shellt war, machten wir weite Wege, um an die Trümmer zu gelangen. Natürlich waren dann alle brauchbaren Teile längst von Erwachsenen oder Jugendlichen beiseite geschafft worden. Aber ein Stück Plexiglas konnten wir manchmal noch ergattern. Plexiglas war der durchsichtige Kunststoff, mit dem die Flugzeugkanzeln verkleidet waren. Man konnte die Bruchstücke mit der Laubsäge bearbeiten, mit ihnen das Gefechtsfeld unserer Spielzeugsoldaten strukturieren oder sie einfach anzünden. Plexiglas brannte nicht mit einer sichtbaren Flamme, sondern schmurgelte nur so vor sich hin und gab dabei einen süßlichen Geruch von sich. Wir dachten nicht an die Männer, die in diesem Flugzeug gesessen hatten.

Haus-Medizin

Erkältungskrankheiten wurden mit Hausmitteln behandelt. Ich erinnere mich an Wadenwickel und Halsumschläge mit heißen Kartoffeln. In hartnäckigen Fällen wurde ich in ein nasses Bettlaken eingewickelt, dann in eine Wolldecke und musste im Bett schwitzen. Die Erhitzung wurde von innen begleitet durch große Mengen Lindenblütentee.

³³ Das schwarze Klavier hat dann noch manchen Umzug erlebt. Anfang der 70er Jahre kam es nach Hoof und stand in der Aktenkammer des Pfarrhauses. Dort hat meine Tochter Christiane Klavierunterricht gehabt. Später holte meine Schwester, der das Klavier gehörte, den schwarzen Kasten in das Behindertenwohnheim Rosen-eck in Kassel-Wilhelmshöhe, das sie leitete.

1941: Ferien auf dem Bauernhof

Es war wohl im Jahr 1941, also war ich acht Jahre alt. Ich besuchte die dritte Klasse der Bürgerschule 25 für Jungen in Kassel-Bettenhausen. Für die Sommerferien hatte mein Großvater Georg Gerhold mir etwas Besonderes versprochen: einen Aufenthalt auf dem Dorf. In Altenhasungen in der Nähe des Städtchens Wolfhagen, lebte eine ältere Verwandte auf einem Bauernhof. Sie hieß Sophie Berndt; ich nannte sie Tante Sophie. Sie war Witwe. Ihr einziger Sohn, der den Bauernhof bewirtschaftet hatte, war als Soldat im Krieg. Als Hilfe hatte man Tante Sophie einen französischen Kriegsgefangenen zugewiesen, der aber wohl nicht viel von Bauernarbeit verstand. Mein Großvater fuhr regelmäßig einige Wochen im Jahr nach Altenhasungen, um ihr zu helfen.³⁴ Beispielsweise erntete er die Äpfel in ihrem großen Garten. Altenhasungen hatte eine Bahnstation; man konnte von Kassel aus mit dem Zug hinfahren. Diesmal aber wollte mein Großvater mit mir zu Fuß nach Altenhasungen wandern.

An einem Tag im August war es dann so weit. Meine Mutter hatte die Rucksäcke gepackt, einen großen für Opa, einen kleinen für mich. Früh am Morgen stiegen wir vor dem Mietshaus, in dem wir wohnten, in einen Omnibus. Am Hallenbad stiegen wir um in die Straßenbahn, die uns durch die ganze Stadt hindurch zur Endstation an der Hessenschanze brachte. Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde. Und dann ging es zu Fuß weiter. Wir überquerten die Rasenallee, kamen am Silbersee und der Igelburg vorbei und verließen den Habichtswald beim Dorf Dörnberg. Irgendwann hielten wir Rast und verzehrten die Brote, die meine Mutter uns eingepackt hatte. Aus der Feldflasche tranken wir Himbeersaft. Als mir das Brot aus der Hand fiel und ein wenig Walderde daran hängen blieb, sagte mein Großvater: „Das macht nichts. Dreck reinigt den Magen. Und sieben Pfund Dreck muss der Mensch sowieso schlucken im Jahr.“ Inzwischen hatte ich ganz schön müde Beine. Manchmal stol-

perte ich über einen Stein. Dann sagte Opa: „Wenn das ein Brötchen gewesen wäre, wärs Du nicht gestolpert.“

Unterhalb des Habichtsteins erreichten wir das Gut Bodenhausen. Von dort wandten wir uns dem Einschnitt zwischen Rosenberg und Bärenberg zu³⁵ und gelangten wieder in Wald. Nach seiner Durchquerung sahen wir die ersten Häuser von Altenhasungen vor uns liegen. Es war jetzt schon Nachmittag. Wir waren seit sechs Stunden unterwegs und hatten rund 16 Kilometer zurückgelegt. Als wir zu Berndts Hof kamen, stand Tante Sophie in der Tür und begrüßte uns freundlich: „Schön, dass Ihr da seid. Ihr kommt gerade recht zum Kaffee.“ Durch den mit Sandsteinplatten belegten Flur ging es in die Küche. Auf dem großen Tisch stand ein Teller mit Streuselkuchen. Aus einer emaillierten Blechkanne goss uns Tante Sophie Kaffee ein und sagte dabei zu Großvater: „Bohnenkaffee gibt’s ja schon lange nicht mehr. Aber diesen hier darf der Junge auch trinken. Dafür habe ich Gerstenkörner selber geröstet.“ Der Streuselkuchen schmeckte so wunderbar nach Butter, dass ich mehr davon in mich hineinstopfte, als mir gut tat. Zu Hause gab es selten Kuchen. Denn meine Mutter musste sehr sparsam wirtschaften, weil es alle Lebensmittel nur in knappen Mengen gab, die für jede Person genau vorgeschrieben waren. Der Lebensmittelhändler musste für jedes Pfund Zucker oder Grieß, jedes Viertelpfund Margarine oder Käse, jede Scheibe Wurst oder Fleisch von der sogenannten Lebensmittelkarte eine Marke abschneiden. Die war wichtiger als das Geld zum Bezahlen. Wer gegen Ende des Monats keine Marken mehr an seiner Lebensmittelkarte hatte, konnte nichts mehr einkaufen.

Überhaupt das Essen bei Tante Sophie! Da gab’s Sachen, die hatten wir zu Hause schon lange nicht mehr - zum Beispiel Gänseschmalz

³⁴ Vgl. Georg Gerhold, Lebenserinnerungen, S. 28

³⁵ Heutzutage ist der direkte Weg nicht mehr gangbar, daran ist die Autobahn schuld, die in der Zwischenzeit hier gebaut wurde.

aufs Brot oder ein Stück „ahle Wurscht“ in die Hand. Und das Brot war selber gebacken, mit

einer herrlich harten Kruste. Es gab abends immer Schmalz, Rührei mit Speck oder Blut- oder Leberwurst. Mittags kochte Tante Sophie oft eine dicke Suppe, in der immer Fleisch war - nur die dicken Graupen (die man „Spatzenköpfe“ nannte) mochte ich nicht besonders. Ich konnte Milch trinken, so viel ich wollte. Am besten schmeckte mir der dicke Schmand oben drauf. Am Essen merkte man, dass man auf einem Bauernhof war, auf dem die meisten Lebensmittel selber erzeugt wurden.

In Tante Sophies Haus gab es viele Gerüche, die ich von daheim nicht kannte. Die Stallungen waren unter dem gleichen Dach untergebracht wie die Wohnräume. Im Pferdestall roch es anders als im Kuhstall und bei den Schweinen musste man sich die Nase zuhalten. Natürlich gab es vor dem Haus einen Misthaufen, der nicht nach Veilchen duftete. In der Küche wurden Kartoffeln als Viehfutter gedämpft; der Schwaden hatte sein eigenes Aroma. In der Scheune lagerte Heu, das kitzelte in der Nase.

Im Pferdestall stand nur noch ein älterer Brauner für leichtere Arbeiten. Das Arbeitsgespann war mit dem Jungbauern zusammen im Kriegsdienst. Ihre Arbeit verrichteten zwei Zugochsen, die vor den Ackerwagen, den Pflug oder die Egge gespannt wurden. Tante Sophie musste mehrere Milchkühe melken. Die Kälber standen in einem eigenen Abteil im Kuhstall. Im Hinterhof hatten Hühner und ein Hahn, Gänse und Enten ihren Platz. Im Hof wachte ein Hund und mehrere Katzen nährten sich von den reichlich vorhandenen Mäusen. Schwalben schwirrten umher und mein Großvater erklärte mir den Unterschied zwischen Rauch- und Mehlschwalben. Spatzen pickten in Hof und Garten nach den überall verstreuten Getreidekörnern. Eine Unmenge von Fliegen bevölkerten die Küche. Im Garten musste man sich vor den Wespen vorsehen, die am Fallobst fraßen.

Mit kleineren Handreichungen konnte ich mich nützlich machen. Wenn der Großvater die lange Holzleiter in einen Pflaumen- oder Apfelbaum stellte und zu pflücken begann, hatte ich darauf zu achten, dass die Holme

nicht wegrutschten. Beim Tragen der vollen Körbe konnte ich mit anfassen. An der Rübenschnitzelmaschine drehte ich die große Kurbel. Die vollen Milchkanne konnte ich zwar nicht bewegen, aber die leeren konnte ich von der Milchbank abholen und im Handwagen zum Hof bringen. Wenn der alte Braune angeschirrt wurde, durfte ich die Riemen festziehen und die Kette in die Ösen des Schwengels einhängen. Wenn die Ochsen vor den Wagen gespannt wurden, mussten ihnen die kräftigen Joche aufgelegt werden. Damit der Ochse still stand, hielt ich ihn am Seil - dabei hatte ich immer ein mulmiges Gefühl im Bauch, weil das massige Tier mich mit einem Kopfschütteln hätte umwerfen können. Beim Füttern der Kühe und Schweine konnte ich helfen und den Hühnern ihre Körner hinstreuen. Beim Schlachten und Rupfen von Gänsen und Hühnern habe ich nur von ferne zugesehen; davor ekelte ich mich. Eine ungeliebte Arbeit wurde mir oft übertragen: Kaffee mahlen. Dazu musste ich die viereckige Kaffeemühle zwischen die Beine klemmen und kräftig an der Kurbel drehen. Oben wurden geröstete Gerstenkörner hineingeschüttet; unten war eine kleine Schublade, in die das gemahlene Ersatz-Kaffeemehl hineinfiel. Ich musste so viel Kaffee mahlen, dass ich glaubte, die Arme würden mir abfallen. Auch das Pflücken von Johannis- und Stachelbeeren im Garten schätzte ich nicht so sehr.

Wenn man bei Tante Sophie ins Haus kam, war gleich rechts hinter der Haustür die sogenannte „gute Stube“. Da waren alle Möbel mit Schonbezügen abgedeckt. Dieses Zimmer wurde eigentlich nur bei feierlichen Anlässen benutzt. In diesem Zimmer stand auch ein Bett, darin habe ich geschlafen. Das Bett war so hoch, dass ich richtig klettern musste. Dann versank man in einem weichen Unterbett (gefüllt mit den Federn von Tante Sophies eigenen Gänsen) und über mich deckte Tante Sophie eine Daunendecke, die mir hoch wie ein Berg erschien. Unter dem Bett stand ein Nachtopf. Der wurde morgens auf die Miste ausgeleert.

Tante Sophie war eine stattliche Frau von mütterlichem Wesen. Sie trug immer schwarze

Kleider, weil ihr Mann gestorben war. Ich fand es lustig, dass ich nicht immer verstehen konn-

te, was sie sagte. Denn sie sprach ihren gewohnten Dialekt. Der hört sich im Wolfhager

Land ganz anders an als in Kassel. Mein Großvater erklärte mir: „Dazwischen liegt eine Sprachgrenze.“ In Altenhasungen sprechen die Leute kein ch. Sie sagen „ik“ statt „ich“.

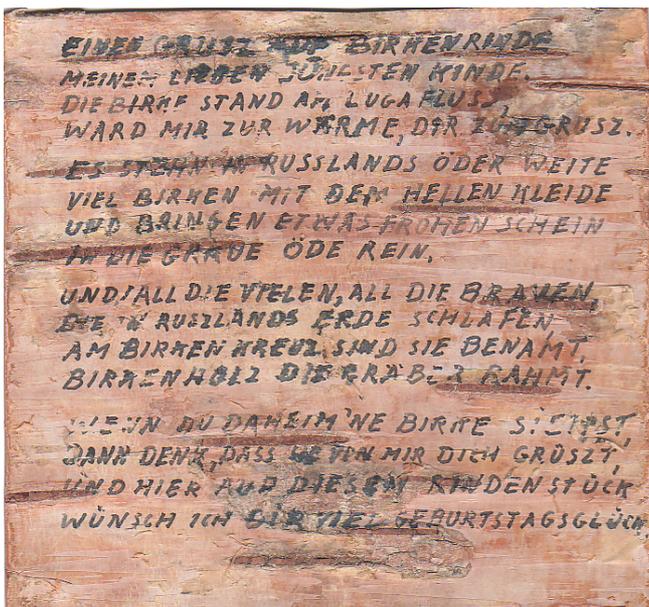
Wie lange wir in Altenhasungen geblieben sind, weiß ich nicht mehr. Es waren sicherlich drei Wochen, wenn nicht vier. Aber am Ende sind wir mit der Eisenbahn nach Hause gefahren. Denn nun waren unsere Rucksäcke ganz schwer von den guten Sachen, die uns Tante Sophie hineingepackt hatte: Wurst und Eier, Speck und Mehl. Das war der Arbeitslohn für Großvaters Erntehilfe. Ich war ganz stolz, als wir zu Hause die Rucksäcke auspackten und mein Großvater zu meiner Mutter sagte: „Der kleine Heinzelmann hat tüchtig geholfen und dazu beigetragen, dass wir so wertvolle Lebensmittel mitbringen konnten.“

Das waren meine Ferien auf dem Bauernhof im Jahr 1941, mitten im Zweiten Weltkrieg.

1942 und 1943

Zehnter Geburtstag

Zu meinem zehnten Geburtstag erhielt ich von meinem Vater in einem Feldpostbrief aus Russland ein Geburtstagsgedicht, das er auf Birkenrinde geschrieben hatte.



Einen Gruß auf Birkenrinde
meinem lieben jüngsten Kinde.
Die Birke stand am Lugafluß³⁶,
ward mir zur Wärme, dir zum Gruß.

Es stehn in Russlands öder Weite
viel Birken mit dem hellen Kleide
und bringen etwas frohen Schein
in die graue Öde rein.

Und all die vielen, all die Braven,
die in Russlands Erde schlafen,
am Birkenkreuz sind sie benamt,
Birkenholz die Gräber rahmt.

Wenn du daheim ne Birke siehst,
dann denk, dass sie von mir dich grüßt,
und hier auf diesem Rindenstück
wünsch ich dir viel Geburtstagsglück.

Jungvolk

Alle Jungen vom zehnten Lebensjahr ab gehörten zum Jungvolk. Mit 14 Jahren stieg man in die Hitlerjugend (HJ) auf. Jungvolk und HJ waren, zusammen mit dem Bund Deutscher Mädchen, die Jugendorganisation der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP). Die Zusammenkünfte des Jungvolks hießen „Dienst“. Im Dienst hatten wir Uniform zu tragen. Ich war einer der wenigen Pimpfe (wie die im Jungvolk erfassten Jungen hießen), die über eine vollständige Sommer- und Winteruniform verfügten - dank eines Verwandten, der ein Uniformgeschäft besaß. Wir trugen das in den Gliederungen der NSDAP übliche Braunhemd³⁷, dazu ein schwarzes

³⁶ Lugafluss: Mein Vater lag 1942 mit seiner Brückenbaukolonne in der Nähe von Narva, ca. 120 km südwestlich von Leningrad (heute: St. Petersburg). Über den Fluss Luga, der östlich von Narva in die Lugaucht (Finnischer Meerbusen) mündet, hatten die Pioniere eine Behelfsbrücke gebaut, über die der Nachschub an die Front vor Leningrad rollte.

³⁷ Nach dem Braunhemd der Nationalsozialisten werden Gruppierungen, die heute eine ähnliche Ideologie vertreten, „braun“ genannt.

Halstuch mit Lederknoten, eine kurze schwarze Hose mit Koppel und einen Schulterriemen. Zur Uniform gehörte das Fahrtenmesser, das in einer Scheide am Koppel getragen wurde. Bewundert wurden Jungen, deren Fahrtenmesser eine „Blutrinne“ hatte, eine längliche Vertiefung in der Klinge.



„Pimpf“ Heinz, Januar 1944
Passfoto

Für den Winter gab es eine schwarze Joppe und eine Skihose statt der kurzen Hose. Als Kopfbedeckung trugen wir im Sommer ein braunes Käppi, „Schiffchen“ genannt, und im Winter eine schwarze Ski-Mütze mit Schild.

Meine größeren Geschwister trugen schon lange ihre Uniformen und gingen regelmäßig zum „Dienst“. So war ich stolz darauf, jetzt auch dazu zu gehören. Ich war eifrig bestrebt, den Leitspruch des Jungvolks zu erfüllen:

Hart wie Kruppstahl,
zäh wie Leder,
flink wie die Windhunde.

Zum Dienst unseres Jungzugs versammelten wir uns jede Woche ein Mal in der Bürgerschule 25. Im Keller war ein Schulungsraum. Da lernten wir den Lebenslauf „unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler“. Wir paukten Lieder – zuerst das Deutschlandlied mit allen Strophen: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“. Bei Fahnenappellen wurde im Anschluss daran das Horst-Wessel-Lied gesungen: „Kam´raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier´n im Geist

in unsern Reihen mit.“ Was die Worte bedeuteten, verstand ich wohl kaum, aber ich sang sie mit Inbrunst. Auf dem Schulhof übten wir Antreten und Marschieren. Unsere Führer dirigierte uns mit der Trillerpfeife und militärischen Kommandos: „In Reihe angetreten, marsch, marsch!“ Das Schwierigste war, wenn mitten im Gleichschritt des Marschierens das Kommando „rechts um“ oder „links um“ kommt. Lieber hatte ich Geländespiele. Das ist eine Art „Räuber und Gendarm“. Dazu marschierten wir in den Eichwald. Beim Marschieren sangen wir, zum Beispiel das „Fahnenlied“:

Unsre Fahne flattert uns voran.
In die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler
durch Nacht und durch Not
mit der Fahne der Jugend
für Freiheit und Brot.
Unsre Fahne flattert uns voran.
Unsre Fahne ist die neue Zeit.
Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit.
Ja, die Fahne ist mehr als der Tod.³⁸

Oberschule

Zu Ostern 1943 wechselte ich auf eine Oberschule. Die uns am nächsten gelegene hieß Hermann-Göring-Schule³⁹. Sie lag in der Ysenburgstraße am Wesertor. Ich bestand die Aufnahmeprüfung. Für den ersten Tag in der neuen Schule hatte Mutter versprochen, mir eine Torte zu backen, weil ich zur Einschulung keine Schultüte bekommen hatte. Aber dann erschien nachmittags Besuch, und es blieb nur ein kleines Stück Frankfurter Kranz für mich übrig. Ich war sehr enttäuscht.

Wie in der Bürgerschule waren auch an der neuen Schule nur Jungen. Jetzt hatte ich einen längeren Schulweg. Ich legte ihn zu Fuß zurück, weil die Fahrt mit Bus und Straßenbahn bei zweimaligem Umsteigen noch länger dauern würde. Ich ging über die Wiesen hinter

³⁸ Text von Reichsjugendführer Baldur von Schirach.

³⁹ Vorher hieß diese Schule Oberrealschule II, nach dem Krieg Realgymnasium Wesertor, heute Goethe-Gymnasium. Es war damals eine Schule nur für Jungen.

Salzmannshausen zum Losse-Kraftwerk, am Hafen vorbei, über die Hafibrücke und

überquerte die Weserstraße. Ich brauchte für den Weg eine dreiviertel Stunde, wenn ich nicht allzu sehr trödelte.

Merkwürdig fand ich, dass die Klassen an der neuen Schule ungewohnte Namen trugen. Ich kam in die Sexta⁴⁰. Jetzt gab es auch neue Fächer: Englisch, Physik, Chemie. Rechnen hieß nun Mathematik. An diese Zeit habe ich so gut wie keine Erinnerungen. Offenbar hat mir die Umstellung keine Schwierigkeiten bereitet.

Reisen

Halle

Kleinere Bahnreisen mit Übernachtungen bei Verwandten hatte ich schon mehrfach erlebt. Jetzt folgten mehrere Reisen, bei denen ich mit meiner Mutter in Hotels übernachtete. Die erste führte uns nach Halle. Dort war meine Schwester im Jahr 1942, um an einem Kursus in landwirtschaftlicher Buchführung teilzunehmen. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht. Nur der Eindruck einer grauen, tristen Stadt ist bei mir haften geblieben. Vielleicht lag's am Wetter.



⁴⁰ Die Schuljahrgänge hatten lateinische Namen: Sexta, Quinta, Quarta, Untertertia, Obertertia Untersekunda, Obersekunda, Unterprima, Oberprima.

Gerhold mit Mutter und Bruder Heinz
Bayreuth, Januar 1943

Bayreuth

Nach Bayreuth fuhren meine Mutter und ich im Januar 1943. Dort trafen wir auf meinen Vater, der von Hanau gekommen war. Denn Vater war mit seiner Pionierkolonne aus Russland zurückgekommen. Im ersten Halbjahr 1943 waren sie in Hanau-Wolfgang stationiert. Unser Besuch in Bayreuth hatte einen besonderen Grund: auf dem dortigen Flugplatz wurde mein Bruder Gerhold als Soldat im Bodendienst der Luftwaffe ausgebildet. Sein Vorgesetzter wollte ihm keinen Ausgang geben, um seine Familie zu sehen. Mein Vater musste erst in Uniform zum Flugplatz-Kommandanten gehen, um die Freigabe seines Sohnes zu erwirken. An mehreren Tagen konnten wir dann jeweils einige Stunden mit ihm zusammensein. Wir sahen uns das Festspielhaus von außen an; auf mich wirkte es wie eine große Scheune.

Reisemarken

Umständlich war es, in Restaurants etwas zum Essen zu bekommen. Auf der Speisekarte stand nicht nur der Preis, sondern auch wie viel Lebensmittelmarken man dafür abgeben musste. Vor der Reise hatten wir einen Teil unserer Monatsration auf der Lebensmittelkarte in Reisemarken umgetauscht. Bei jeder Mahlzeit schnippelte nun der Kellner die entsprechenden Märkchen ab: 5 Gramm Fett und 50 Gramm Nährmittel für die Nudelsuppe, 50 Gramm Fleisch für die Frikadelle, 100 Gramm Brot für das Abendessen und so weiter.

Hanau

In den Sommerferien 1943 besuchten wir Vater in Hanau. Wir wohnten in einem Hotel, durften aber auch in die Kaserne. Ich konnte auf den schweren Zugmaschinen (Halbkettenfahrzeuge) herumklettern. Großen Eindruck machte es mir, wenn einer seiner Unteroffiziere in Vaters Dienststube kam. Er grüßte militärisch, die Hände an der Hosennaht, die Hacken zusammenklappend: „Bitte Herrn Haupt-

mann melden zu dürfen...“ Dann winkte mein Vater ab und sagte: „Stehen Sie bequem.“

Obwohl die Soldaten den kleinen Sohn ihres „Alten“ verwöhnten, habe ich den Aufenthalt

in Hanau in schlechter Erinnerung. Das kam so. Für die Soldaten stand Schwimmen auf dem Dienstplan. Das geschah im öffentlichen Freibad im Main. Ich war auch im Wasser und schwamm auf ein Ruderboot zu, um mich an der Bordwand hochzuziehen. Im gleichen Moment sprang auf der anderen Seite ein Soldat in den Fluss. Das Boot schwappte hoch, mir gegen den Kopf. Niemand hatte etwas bemerkt. Mit Mühe wankte ich zum Ufer, von oben bis unten voll Blut. Leute schrieten, bis mich mein Vater sah. Er schnappte mich, hievte mich auf den Gepäckträger seines Fahrrads und strampelte eilig mit mir in die Kaserne. Im dortigen Krankenrevier klammerte der Stabsarzt meine klaffende Lippenwunde und stillte den Blutfluss. In den nächsten Tagen musste ich im Hotel bleiben. Gefüttert wurde ich mit Hilfe einer Schnabelflasche, weil der untere Teil meines Gesichts ganz verquollen war. Die Narbe in der Unterlippe blieb mir als „unveränderliches Kennzeichen“, das auch in meinem ersten Personalausweis vermerkt wurde.

habe ich begriffen: das waren Juden, die den gelben Davidsstern tragen mussten. Es sind die einzigen Juden, die ich im Dritten Reich zu Gesicht bekommen habe.

Wohl in 1943 erschienen an den Litfasssäulen immer öfter auffällige rote Plakate. In großer Schrift wurde bekannt gegeben, dass der auf dem Foto abgebildete Mensch hingerichtet worden sei. Als Gründe waren angegeben: wegen Plünderung, wegen Wehrkraftzersetzung, wegen Raub. Eines Tages las ich ein solches Plakat, da hieß der Grund: wegen Abtreibung. Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. Ich fragte zu Hause meine Mutter danach. Wieder sah ich ihr an, dass meine Frage ihr Unbehagen bereitete. Nach einigem Zögern erklärte sie mir: „Da haben einige Leute Schafe von einer Herde weggetrieben, weil sie sie für sich schlachten wollten.“ Dass das in Zeiten knapper Lebensmittelrationen ein schweres Vergehen war, leuchtete mir ein. Aber ich hatte den Verdacht, das könne nicht die ganz Wahrheit sein.

Heimlichtuerei der Erwachsenen

Manchmal spürte ich, dass die Erwachsenen in einer eigenen Welt lebten, in die sie ein Kind wie mich nicht hineinschauen lassen wollten. Meine Mutter hat mich sicherlich nie absichtlich belogen. Aber bei manchen Anlässen konnte sie nicht aufrichtig sein. Das merkte ich an ihrer Verlegenheit.

Eines Tages waren wir beide in der Altstadt in Kassel unterwegs. Es muss im Jahr 1941 gewesen sein, denn Mutter trug das Schultercape aus Bisamfell, das Vater ihr aus Frankreich mitgebracht hatte. Einige Leute kamen uns entgegen. Vor uns wechselten sie auf die andere Straßenseite. Sie sahen merkwürdig verstohlen aus. Ich fragte meine Mutter „Was sind das für Leute? Und warum haben sie gelbe Flecken auf dem Mantel?“ Mutter ging gar nicht auf meine Frage ein, sondern sprach von etwas ganz anderem. Ich spürte ihre Verlegenheit. Erst als ich lange nach dem Krieg Fotos sah,

Kultur

Es überrascht mich im Nachhinein selbst, dass es trotz aller Einschränkungen und Bedrängnisse kulturelles Leben in Kassel gegeben hat und dass ich als Kind daran teilgenommen habe. Lebhaft erinnere ich mich an meinen ersten Theaterbesuch. Es gab die Märchenoper „Hänsel und Gretel“. Wahrscheinlich waren wir mit unserer Klasse dort; es muss um Weihnachten 1942 gewesen sein. Tief beeindruckt hat mich der Innenraum des alten Kasseler Theaters mit seiner dunkelroten Pracht.

Im Kino muss ich mehrfach gewesen sein, entweder mit meinen älteren Geschwistern oder im Rahmen des Jungvolk-Dienstes. Jedenfalls ist mir der damals übliche Dreischritt von Kulturfilm – Wochenschau – Hauptfilm vertraut. Im Kulturfilm sah man schöne Landschaften aus Großdeutschland, schöne Menschen bei schönen Beschäftigungen. Die Wochenschau brachte Sequenzen mit unserem Führer Adolf

Hitler, Berichte vom siegreichen Vormarsch unserer Truppen, Beispiele vom Kampf an der Heimatfront (wie die Bemühungen hießen,

den Nachschub für die kämpfende Truppe sicherzustellen). Kino-

29

werbung gab es nach meiner Erinnerung damals nicht. Aber der „Kohlenklau“ erschien jedes Mal auf der Leinwand, eine Figur, die zum sparsamen Umgang mit Elektrizität, Gas und Brennstoffen aufforderte. Hauptfilme, an die ich mich erinnere, waren „Der Große König“ (über Friedrich den Großen) und „...reitet für Deutschland“ mit Willy Birgel.

Stunden habe ich vor dem Radio verbracht, um nur keinen „Wehrmachtsbericht“ und keine „Sondermeldung“ zu verpassen. Gebannt hörte ich den Sendungen der PK-Berichterstatter⁴¹ zu, die Titel hatten wie „Sturmgeschütze vor Sewastopol“ oder „Mit der schnellen Vorausabteilung in die Steppe“. Auch die anspornenden Kommentare eines Herrn Fritzsche ließ ich mir nicht entgehen.

Meine Lektüre war entsprechend kriegerisch. Papier war ja sehr knapp. Schulhefte und Briefpapier waren nur sehr schwer zu bekommen. Aber Hefte wie „Gebirgsjäger in Narvik“ wurden immer noch gedruckt. Mein Bruder hatte sie gesammelt, und ich konnte darin schmökern, als er selber Soldat geworden war. Von meinem Patenonkel Seppel Passe erhielt ich zu Weihnachten 1943 ein Buch von Graf Luckner über seinen Hilfskreuzer-Einsatz im Ersten Weltkrieg. Es hieß „Der Seeteufel“. Ich bewunderte die Seeleute wegen ihrer Tapferkeit und wegen der Listigkeit bei ihren Versuchen, aus der Kriegsgefangenschaft zu fliehen.

Die Flut

In der Nacht zum 17. Mai 1943 wurden wir aus dem Schlaf geweckt – diesmal nicht vom Sirenengeheul, sondern von einem Lautsprecherwagen, der durch die Straßen fuhr. Er warnte die Bewohner der Siedlung Salzmannshausen vor einer Flutwelle und forderte sie auf, die Keller leer zu räumen. Die Edertalsperre war von Bomben getroffen worden.

Sofort brach hektische Betriebsamkeit aus. Einmachgläser, Marmeladentöpfe und Saffflaschen, Sauerkrautfässchen und in Gläsern eingelegte Eier – kurz: alle Vorräte an Nahrungsmitteln wurden in die Wohnung oder in die Mansarde geschafft. Alle Familienmitglieder waren unterwegs (auch mein Vater, der von Hanau aus gekommen war, um in Kassel Brückenbaumaterial abzuholen). Dabei kamen sich die Bewohner der oberen Stockwerke beim Trepp-auf und Trepp-ab gelegentlich auch mal ins Gehege. Glücklicherweise waren zu dieser Jahreszeit keine Vorräte an eingelagertem Gemüse mehr im Keller. Die Kohlen mussten wir lassen, wo sie waren. Die Strohsäcke und Decken aus dem Luftschutzraum wurden nach oben geholt. Als am frühen Morgen alles geschafft war, machte sich mein Vater auf, um im Generalkommando in Wilhelmshöhe die Genehmigung zum Bleiben für sich und die ihn begleitenden Pioniere einzuholen.

In den tiefer gelegenen Wiesen zur Fulda hin sah es nach Überschwemmung aus. Hasen und Ratten liefen vor der Flutkante her. Das kannten wir von manchem Frühjahrs-Hochwasser. Diesmal aber stieg das Wasser stetig. Bald war es ein träger Strom, in dem Bäume und Balken mitgewälzt wurden. Einmal trieb ein Hausgiebel vorbei, auf dem ein paar Hühner saßen. Wir dachten mit Schrecken an unsere Verwandtschaft im Edertal. Gegen Mittag hatte das Wasser das Straßenniveau erreicht. Aus dem Abfluss in der Waschküche gurgelte es in den Keller hinein. Wir waren froh, als Vater wohlbehalten aus der Stadt zurückkam. Er durfte bleiben.

Am Nachmittag erreichte der Wasserstand seinen höchsten Pegel. Die größeren Jungen fuhren auf schnell gezimmerten Flößen durch die Straßen. Das Wasser stand jetzt ungefähr 20 Zentimeter hoch in der Erdgeschosswohnung. Abends wurden Alte, Kinder und Frauen evakuiert, weil ja niemand in den Luftschutzkeller konnte. In der Dämmerung kamen Boote, in die wir aus den Fenstern im Erdgeschoss einstiegen. Sie setzten uns hinter der Siedlung ab. Von dort mussten wir mit unseren Notfall-

⁴¹ PK: Propaganda-Kompanie

koffern zum Luftschutzbunker im Dormannweg laufen. Hinter meterdicken Betonmauern verbrachten wir in drangvoller Enge die Nacht. Vater blieb in der Wohnung.

langsam leer und brauchten ein paar Wochen bei offenen Fenstern und Türen, um abzutrocknen. Zwei von Vaters Soldaten kehrten und spritzten auf der Bleiche den Schlamm weg, der zurückgeblieben war.

Die Schäden hielten sich bei uns in Grenzen. Unsere Verwandten in Wellen - wo die Flutwelle unmittelbar nach der Bombardierung ankam - hatten ihr gesamtes Vieh verloren, sich selbst aber retten können. Noch Jahre nach dem Krieg konnte man bei einer Bahnfahrt durchs Edertal die Verwüstungen sehen, die die Flut an Äckern und Häusern angerichtet hatte.

Garten

Je länger der Krieg dauerte, desto geringer wurden die Lebensmittel-Zuteilungen. Umso wichtiger war der Schrebergarten, den Großvater kenntnisreich bearbeitete. Meine Hilfe dort war mein Beitrag zur Ernährung der Familie. Vom Frühjahr bis zum Herbst war Gartensaison. Da hatten Großvater und ich viel draußen zu tun und Mutter und Großmutter drinnen mit dem Verarbeiten der Ernte. Die Gartenarbeit begann ja schon damit, dass Pflanzen beim Gärtner erstanden werden mussten. Die gab es auch immer seltener, weil die Glashäuser kaputt waren oder nicht mehr beheizt werden konnten.

Der Garten bescherte uns nicht nur Salat, Kräuter, Radieschen und frisches Gemüse im Sommer. Immer wurden auch Gartenerzeugnisse für den Winter eingelagert⁴². Möhren, Schwarzwurzeln, Rote Rüben und Meerrettich wurden im Keller in Kisten mit feuchtem Sand eingeschlagen. Weißkraut wurde gehobelt und als Sauerkraut in Tontöpfe eingestampft. Bohnen wurden geschnippelt und eingekocht. Strünkchen⁴³ kamen ebenfalls in Ton-

⁴² Elektrische Kühlschränke oder gar Tiefkühlgeräte waren noch unbekannt.

⁴³ Strünkchen: Die Stängel des Winterendiviens wurden auf dem Krauthobel zu Scheiben geschnitten, die dann

Am folgenden Morgen durften wir nach Salzmanshausen zurück. Das Wasser war aus den Straßen verschwunden. Die Keller liefen

30

töpfe. Großvater steckte Kürbiskerne auf seine Komposthaufen. Die schlangenartigen Gewächse hatten bald alles überwuchert. Im Herbst holten wir mit dem Handwagen die dicken Kürbisse nach Hause. Sie wurden süßsauer eingelegt und später zu Bratkartoffeln gegessen. Waren im Herbst noch grüne Tomaten an den Sträuchern, so wurden sie im Keller zum Nachreifen aufbewahrt.

Die Beerensträucher lieferten die Grundlage für Saft, Gelee und Marmelade. Die Beeren wurden erhitzt und dann in einen Beutel gefüllt. Der hing über Nacht an einer Stange zwischen zwei Stühlen, sodass der Saft in eine darunter stehende Schüssel fließen konnte. Am anderen Morgen wurde der Beutel noch richtig gepresst, bis kaum noch ein Tröpfchen Saft darin war. Das war oft meine Aufgabe. Die Rückstände, Kerne und Häutchen der Beeren, wurden anschließend zu Roter Grütze verarbeitet. Stachelbeeren und Johannisbeeren wurden auch in Weckgläsern eingekocht (als Kuchenbelag im Winter). Eingeweckte Reineclauden gaben ein schmackhaftes Kompott zu meinem Lieblingsgericht, den Hefeklößen.

Immer gab es etwas zu tun im Garten, gerade auch für mich. In heißen Sommern musste Wasser an der Pumpe geholt werden. Tomaten waren anzubinden und die Achseltriebe abzuknipsen. Endivien wurde zugebunden, damit es hell und zart blieb. Und natürlich wurde immer wieder gegraben, gehackt, gereicht. Reiser wurden gesteckt, damit die Erbssträucher sich daran empor ranken konnten. Suppe aus frischen Erbsen mit Schwemmklobchen war mein zweites Leibgericht. Großvater konnte auch Bäume und Sträucher veredeln durch Okulieren⁴⁴. Er brachte Himbeeren und Brombeeren dazu, Ableger zu treiben. Manchmal brachte er Pflanzen aus Al-

ähnlich wie Sauerkraut aufbewahrt wurden. Zusammen mit Kartoffeln und Frikadellen gab das ein beliebtes und schmackhaftes Kasseler Gericht.

⁴⁴ Okulieren: Einsetzen eines Auges, einer Knospe, in den Stamm einer Unterlage.

tenhasungen mit, die dort im Frühbeet vorgezogen worden waren.

und Sohn begonnen. 1943 wurde er Soldat, und zwar – wie er es sich gewünscht hatte – bei der Luftwaffe. Während seiner Grundausbildung hatten wir ihn in Bayreuth besucht. Anfang Oktober kam er zum ersten Mal auf Urlaub nach Hause. Er erlebte die schweren Angriffe auf Kassel in den ersten Oktobertagen mit. Dabei wurden einige Häuser in der Huthstraße getroffen. Auch unsere Verwandten Wittich waren nun ausgebombt.



Im Schrebergarten, Oktober 1943

In diesen Tagen war unsere Familie zum letzten Mal vereint, allerdings ohne den Ehemann und Vater, der inzwischen in Jugoslawien eingesetzt war. Ich habe meinen Bruder damals zum letzten Mal gesehen. Er war anschließend zeitweise auf der Insel Kreta, bekam dort eine Malaria und meldete sich zur Ausbildung als Fallschirmjäger. 1944 hätten wir noch einmal kurz mit ihm auf dem Weg zum Fronteinsatz zusammentreffen können. Aber wir haben sein Telegramm missverstanden und warteten vergeblich in Kleinalmerode auf sein Kommen. 1944 wurde er von seiner Einheit als vermisst gemeldet. Meine Mutter hat es sich nie verziehen, dass sie das letzte Treffen mit ihrem großen Sohn versäumt hatte. Lange nach dem Krieg erfuhren wir, dass er bei den Kämpfen im Raum Rimini gefallen war. Er hat seinen 20. Geburtstag nicht mehr erlebt. Er war zunächst in Pesaro begraben und wurde später

Gerholds letzter Urlaub

Mein Bruder Gerhold (geboren 1924) hatte die Mittelschule besucht und anschließend ein Maschinenbau-Praktikum bei Henschel

31

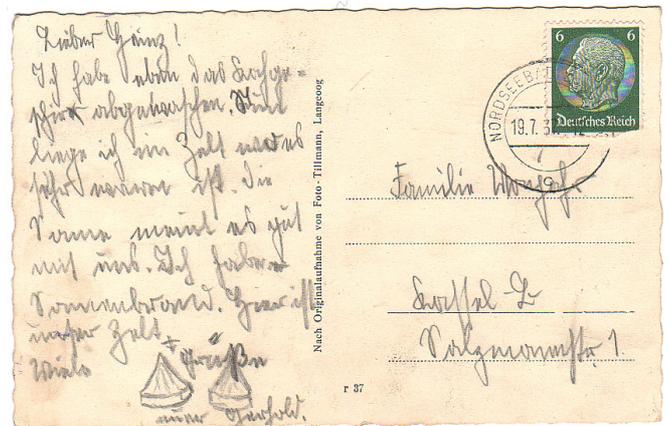
umgebettet auf den deutschen Soldatenfriedhof am Futapass im Apennin.

Außer einigen Fotos besitze ich als einziges Andenken an ihn eine Postkarte, die er mir 1937 aus einem Zeltlager in Langeoog geschickt hatte.



Langeoog

Springflut



Die Bombennacht

Kassel hat viele Bombenangriffe über sich ergehen lassen. Aber wenn ältere Kasseler Einwohner von „dem“ Angriff sprechen, dann meinen sie den in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober 1943. Am Tag davor war ich elf Jahre alt geworden. Der Angriff dauerte länger als die vorherigen; die Detonationen waren heftiger. Entsprechend groß war meine Angst. Auch in unserer Nähe hörten wir Explosionen.

Am meisten fürchteten wir uns davor, dass das Tanklager der NITAG an der Sandershäuser Straße getroffen werden könnte.

Als wir nach der Entwarnung den Schutzraum verlassen konnten, war der Himmel über uns

Siedlung getroffen waren. Menschen waren in Salzmannshausen glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen. Aber aus der Stadt kamen grauenvolle Nachrichten, die die Gesichter der Erwachsenen bleich werden ließen und die sie vor uns Kindern zu verheimlichen suchten.

Die wenigen Männer, die überhaupt noch unter uns lebten, wurden zum Katastropheneinsatz in die Stadt befohlen. Meinem Klassenkameraden Horst-Jürgen und mir übertrug man die Brandwache im Haus der Bäckerei Jentsch. Zwei Tage lang haben wir auf den schwelenden Trümmern des über der Backstube zusammengestürzten Hauses gestanden und mit unserer Handpumpe viele Eimer Wasser auf immer wieder hochzüngelnde Flammen gespritzt. Der Backofen war zum Glück noch intakt. Aber erst nach einer Woche war die Backstube so weit ausgekühlt, dass der Bäcker wieder an seinen Arbeitsplatz konnte. Dann begann die Evakuierung.

Evakuierung

In den letzten Tagen des Oktober oder gleich zu Anfang November 1943 wurde unsere Rest-Familie (also meine Mutter, ihre Eltern und ich) nach Kleinalmerode im Kreis Witzzenhausen evakuiert. Die Stadt Kassel, nach den verheerenden Bombenangriffen im Oktober fast völlig zerstört, wurde „entleert“, weil die Bevölkerung nicht mehr versorgt werden konnte. Zurück blieben nur die Menschen, die in der Rüstungsindustrie beschäftigt waren.

Wir wurden nach Kleinalmerode eingewiesen und erhielten Quartier bei der Witwe Dorette⁴⁵ Kramer und ihrer Tochter, einer verheirateten Gliem. Wie wir und unsere Habseligkeiten dorthin gekommen sind, weiß ich nicht mehr. Alles nicht unbedingt zum Leben Notwendige

⁴⁵ Dorette: nordhessisch = Dorothea

rot vom Feuerschein der brennenden Stadt. In der Salzmannstraße war das Haus Nr. 2½, uns schräg gegenüber, völlig zerstört. Auf der anderen Seite brannte die Bäckerei. Am Tag sahen wir, dass noch mehrere Häuser der

32

blieb in der Wohnung in Kassel zurück. Dort wurden die Möbel in zwei Zimmern zusammengestellt. In die übrigen Räume wurden zwei Familien eingewiesen, deren Wohnungen durch Bomben zerstört waren.



In Kleinalmerode, Frühjahr 1944

Von links: Frau Gliem, Frau Kramer, Großmutter Käte Gerhold, Heinz, Mutter Helene Vonjahr

In dem Fachwerkhaus am Bach war der Erntekindergarten der NSV⁴⁶ untergebracht gewesen. Dessen Tagesraum bezogen wir nun mit wenigen eigenen Möbeln. Zwei Schlafräume waren behelfsmäßig abgetrennt worden. Im Winter bildete sich eine Reifschicht an den dünnen Außenwänden. Das Plumpsklosett war außerhalb des Hauses über der Miste. Damit uns im Winter der Mutz nicht abfror, zündeten wir manchmal eine Zeitung an und ließen sie in den stinkenden Untergrund fallen.

Dass ich gezwungen wurde, in die Dorfschule zu gehen, ging mir gegen die Ehre. In Kassel hatte ich ja schon die zweite Klasse eines Gymnasiums besucht. Nun musste ich mich in die langen Holzbänke der zweiklassigen Schule neben die Dorfjungen klemmen. Vom Unterricht bekam ich nicht viel mit – man hatte dort ganz andere Sachen gelernt. Nur das Realienbuch für den Naturkundeunterricht fesselte mich.

⁴⁶ NSV: Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, die Wohlfahrtsorganisation der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP).

Sehr vermisst habe ich meine Spielsachen. Meine umfangreiche Armee von Plastilin-Soldaten war in Kassel zurückgeblieben. Auch meine elektrische Modell-Eisenbahn – eine TRIX-HO – hatte beim Umzugsgut keinen Platz gefunden.⁴⁷ Dafür lernte ich neue Dinge. Gemeinsam mit den Kindern der Familie Gliem habe ich in der Vorweihnachtszeit

⁴⁷ Die Eisenbahn habe ich nicht wieder gesehen. Sie ist während unserer Abwesenheit aus der Wohnung verschwunden.

stundenlang Christbaumschmuck gebastelt. Kurze Stücke von Strohhalmen wurden abwechselnd mit Buntpapier-Quadraten aufgefädelt und dann als lange Ketten in den Weihnachtsbaum gehängt.

Großvaters Tod



Großvater Gerhold (1939)

Weihnachten 1943 kam Vater auf Urlaub. Ich musste mich schon vor seiner Abreise nach Jugoslawien von ihm verabschieden, weil auch mich die Pflicht rief. In den ersten Januar Tagen 1944 war ich von der HJ-Führung zu einem Führer-Lehrgang auf der Burg Ludwigsstein abgeordnet worden. Stolz kam ich zurück: Ich war zum Hordenführer ernannt worden. Als ich in Kramers Haus trat, begegnete ich nur kummervollen Gesichtern. Man hatte gerade meinen Großvater auf einem Feldweg der Gemarkung gefunden. Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten und war verblutet. Er wurde in Kleinalmerode beerdigt. Ich habe keine Erinnerung an die Bestattung, nur an die dumpf-traurige Stimmung im Haus.

Ich konnte mir nicht vorstellen, warum Großvater nicht mehr leben wollte, und niemand erklärte es mir. Ich war eigentlich erleichtert, als ich in das KLV-Lager⁴⁸ meiner Kasseler Schule nach Battenberg im Kreis Frankenberg zurückfahren konnte.

⁴⁸ KLV: Kinderlandverschickung

Als ich in den Osterferien 1944 nach Kleinalmerode kam, waren meine Familienangehörigen in eine etwas größere Wohnung beim Bauern Gustav Rüppel neben der Kirche umgezogen. Er war ein rechtschaffener Mann. Er und seine Familie versuchten, uns das Leben zu erleichtern. Wir erhielten Milch, Zuckerrübenschnitzel⁴⁹ und manchmal Brot und Schmalz aus dem Selbstversorgerhaushalt der Rüppels. Und wenn ich ihm half, Kirschen zu ernten von dem mächtigen Baum im Garten hinter dem Hof, durfte ich davon essen, soviel ich wollte, während er mir die Leiter hielt. Als einmal zur Erntezeit ein Gewitter aufzog, nahm er mich mit aufs Feld, um die Pferde zu halten, während die Garben aufgeladen wurden. Bei Rüppels erlebten wir das Ende des Krieges.

⁴⁹ Nach dem Auspressen des Zuckersaftes wurden die Rest der Zuckerrüben an die Bauern zurückgeliefert – als Futterzusatz für die Schweine. Die Zuckerrübenschnitzel enthielten noch Restmengen an Zucker. Wir verwendeten sie, um damit aus Kürbis eine Art Marmelade zu kochen.

1944/45: Kinderlandverschickung

Battenberg

Im Oktober 1943 wurde meine Heimatstadt Kassel durch alliierte Bombenangriffe fast völlig zerstört. Die überlebenden Bewohner wurden auf Dörfer des Umlandes verteilt, soweit sie nicht kriegswichtige Berufe ausübten. Viele Schulen waren von Bomben getroffen worden. So wurden auch die Lehrer und die Schüler ausgelagert. Meine Schule, die Hermann-Göring-Schule, wurde nach Battenberg im damaligen Kreis Frankenberg verlegt. Zu Beginn des Jahres 1944 wurden wir Schüler dorthin einberufen. In Baracken, die vorher dem Reichsarbeitsdienst (RAD) gedient hatten, wurden wir untergebracht. Beschönigend wurde das „Kinderlandverschickung“ (KLV) genannt, als sei es eine Maßnahme der Erholung und Fürsorge. Wir Zehn- und Elfjährigen empfanden freilich - nach dem Verlust der Wohnung in Kassel - die Trennung von der Mutter und den Geschwistern als besondere Härte. Die meisten Väter waren ja sowieso schon seit Jahren Soldat. Die Hälfte der Jungen meiner Klasse wurde zu Bettnässern. Kaum eine Nacht verging, ohne dass einer in Angstträumen aufschrie oder um sich schlug. Das besserte sich, als wir Jüngsten in ein Hotel in der Stadt umzogen. Unsere Lehrer waren entweder zu alt für den Dienst als Soldat an der Front oder sie waren verwundet zurückgekehrt.

Wir waren nicht einmal ein ganzes Jahr in Battenberg. In der Erinnerung scheint mir der Zeitraum viel länger. Wir waren viel an der frischen Luft - natürlich meistens in Jungvolk-Uniform. In Reih und Glied ging es unter Leitung eines Jungvolk-Führers zum Geländespiel in den Wald oder in das Schwimmbad. Unterwegs wurde gesungen. Meist musste ich anstimmen, weil ich in der ersten Reihe marschierte: „Es zittern die morschen Knochen“ oder „Schwarzbraun ist die Haselnuss“ oder „Denn wir fahren gegen Engelland“.

Die unterrichtsfreie Zeit war keineswegs selbstbestimmte Freizeit, sondern wurde von „Dienst“ ausgefüllt. Die Struktur unserer unter-

richtsfreien Zeit gab die HJ-Leitung im Lager vor.

Wer eine Funktion als Führer einer kleineren oder größeren Gruppe innerhalb des Jungvolks bekleidete, trug eine farbige, gedrehte Kordel von einem Knopfloch zu Brusttasche. Die Farbe der Schnur gab Auskunft über die Dienststellung: Scharführer, Jungzugführer, Fähnleinführer und so fort. Führer mussten von uns Pimpfen mit dem Hitlergruß, erhobenem, ausgestrecktem rechtem Arm, begrüßt werden. Ich trug das Rangabzeichen eines Hordenführers, einen silbernen Winkel auf dem Ärmel, hatte aber zu meinem Kummer keine Funktion.

Die Ernennung zum Hordenführer hatte ich nach der Absolvierung eines Jungvolk-Führerlehrgangs auf der Burg Ludwigstein im Januar 1944 erhalten. Mir fielen diese Lehrgänge nicht schwer. Wir mussten den Lebenslauf des Führers Adolf Hitler auswendig vortragen können. Wir hatten Lieder zu lernen. Wir wurden im Kartenlesen ausgebildet und lernten, uns im Gelände mit dem Kompass zurechtzufinden. Boxen und Schiessen gehörten genauso dazu wie Geländemärsche mit vollgepacktem Tornister.⁵⁰

Einen zweiten Führerlehrgang auf der Burg Ludwigstein habe ich wohl im Winter 1944/45 mitgemacht. Dabei mussten wir vor allem lernen, wie man richtig befiehlt. Zum Abschluss kam der Gauleiter aus Kassel mit seinem Stab. Vor diesen hohen Herren - der Gauleiter kam in meiner Vorstellung gleich nach dem Führer - musste ich zeigen, dass ich eine gestellte Aufgabe mit den richtigen Befehlen meistern konnte. Die Aufgabe lautete: „Es ist kalt. Dein Jungzug friert. Was tust Du?“ Ich übernahm den Befehl über die angetretenen Lehrgangs-

⁵⁰ Zu Führerlehrgängen auf dem Ludwigstein wurde ich zwei Mal beordert. Diese Lehrgänge dienten auch der Auslese von geeigneten Schülern für die Nationalpolitischen Lehranstalten (NAPOLA), die Kadenschmieden der NSDAP. Vor der Rekrutierung für eine NAPOLA, bewahrten mich meine schlechten Schießergebnisse mit dem Kleinkalibergewehr. Erst später erfuhr ich, dass ich eigentlich eine Brille tragen musste.

teilnehmer, ließ sie sich in Marschkolonne formieren und befahl Laufschrift. Nach einigen Runden im Burghof ließ der Gauleiter meine Vorführung abbrechen. Er schien unzufrieden. Hinterher sagte mir der Lehrgangleiter: „Du hättest ‚Fliegerdeckung‘ oder ‚Liegestütze‘ kommandieren müssen.“ Das hatte ich aber wohlweislich unterlassen, weil die geplagten Kameraden dann sicherlich nachts als Geister erschienen wären, um mir den Hintern mit Schuhwischse einzureiben.

Zweimal war ich von Battenberg aus in der Kreisstadt Frankenberg. Da es in Battenberg keinen Schwimmlehrer gab, musste ich mit mehreren Kameraden nach Frankenberg fahren, um das Freischwimmen in der eiskalten Eder zu absolvieren (wo man auch noch gegen den Strom schwimmen musste). Ein anderes Mal wurde ich zum Amtsarzt vorgeladen. Der Grund wurde mir nicht mitgeteilt. Ich war sehr verlegen, als der Doktor mir am Schluss der Untersuchung die Unterhose herunterzog und meinen Penis begutachtete⁵¹. Ein Aufenthalt in Marburg dauerte länger. Mit hohem Fieber war ich in die Universitätsklinik eingeliefert worden: Diphtherie-Verdacht! Drei Wochen musste ich auf der Isolierstation verbringen. Behandelt wurde ich mit Prontosil-Tabletten, von denen der Urin ganz rot wurde.

„Räder müssen rollen für den Sieg“

Diese Losung stand an beinahe jedem Bahnhof in großen Lettern. Auf den Bahnreisen zwischen dem Heimatort und dem KLV-Lager habe ich diesen Satz unzählige Male gelesen. Um in den Ferien nach Hause fahren zu können, musste ich lernen, wie man einen Fahrplan liest. Ich war ja schon öfter mit der Bahn gefahren, aber immer in Begleitung. Nun war ich auf mich selbst gestellt. „Räder müssen rollen für den Sieg“ – das war auch die Begründung für alles Ungemach, das einem unterwegs zustoßen konnte: ausfallende Züge, kein Anschluss, Warten in überfüllten Wartesälen,

⁵¹ Erst Jahrzehnte später ist mir klar geworden, dass diese Untersuchung meine körperliche Eignung für die NAPOLA feststellen sollte. Durch den Blick in die Unterhose wollte der Arzt ausschließen, dass ich Jude, also beschnitten sei.

Wagen ohne Fensterscheiben, Halt auf offener Strecke.

Die normale Fahrtroute von Kleinalmerode nach Battenberg begann am Bahnhof Witzzenhausen-Nord. Bis dahin musste man sowieso laufen; zwischen Kleinalmerode und Witzzenhausen gab es keinen Bus. Witzzenhausen-Nord lag an der Hauptstrecke von Hannover nach Kassel. In Kassel stieg ich in einen Zug der Main-Weser-Bahn Richtung Gießen. Kurz vor Marburg, in Cölbe, zweigte dann die Nebenstrecke nach Frankenberg ab. In Frankenberg erreichte ich den Zug in Richtung Hatzfeld, der mich nach Battenberg brachte. Zu Fuß war es ein gutes Stück Weg vom Bahnhof im Tal zu unserem Lager auf der Höhe.

Um die Besorgnis meiner Mutter zu zerstreuen, ich könnte in einen der häufiger werdenden Tieffliegerangriffe auf die Hauptbahnstrecken geraten, suchte ich mir Schleichwege auf den Nebenstrecken der Bahn. Bald kannte ich die entsprechenden Fahrplannummern auswendig. So fuhr ich von Battenberg nach Frankenberg – umsteigen – von dort nach Korbach – umsteigen – weiter über Volkmarsen und Wolfhagen nach Kassel – umsteigen – mit der Losetalbahn nach Walburg – umsteigen – über Großalmerode nach Witzzenhausen-Süd. Auf diese Art war ich meist einen vollen Tag unterwegs. Glücklicherweise habe ich nie den Beschuss durch Tiefflieger erlebt, aber oft genug in zerschossenen Waggons gesessen. Auf diesen Fahrten habe ich ein gutes Stück Hessen kennen gelernt. Die Bahnhofsnamen zwischen Kassel und Marburg kannte ich auswendig – einschließlich des „ABC-Ländchens“: Anze-fahr, Bürgeln, Cölbe.

Am Bahnhof Allendorf standen oft lange offene Güterwagen, auf denen, von Planen verhüllt, riesige Röhren verladen waren. Es wurde gemunkelt, das seien die V 1 und V 2⁵², die Vergeltungswaffen des Führers. Sie würden in der Munitionsfabrik in Allendorf mit Sprengstoff befüllt.

⁵² Mit Sprengstoff beladene Raketen, die gegen Ende des Krieges gegen England eingesetzt wurden.

Gudensberg

Am Ende des Jahres 1944 wurde unsere Schule nach Gudensberg verlegt. Dort bezogen wir neu errichtete Baracken unterhalb des Burgberges am Weg nach Maden. Etwa acht Jungen lebten zusammen in einem Raum. Wir schliefen in Doppelstockbetten auf Strohsäcken. Zum Zudecken hatten wir graubraune Wolldecken. Die mussten tagsüber am Fussende des Bettes liegen, nach einer ganz bestimmten Methode gefaltet, Kante auf Kante. Ein Kanonenofen wärmte uns. Einer von uns hatte jeweils Stubendienst. Er war verantwortlich für die Sauberkeit und musste den Ofen versorgen. Unsere Wäsche und die sonstigen Habseligkeiten verstauten wir in einem schmalen Blechschrank, Spind genannt. In jeder Baracke war ein größerer Raum für den Unterricht, den wir in der übrigen Zeit nutzen konnten, um die Hausaufgaben zu erledigen, Unterhosen zu waschen, unsere Strümpfe zu stopfen, Knöpfe an Hemden anzunähen (vorschriftsmäßig „mit Stiel“), Briefe zu schreiben oder Rommé zu spielen. Dort haben wir wohl auch unsere Mahlzeiten eingenommen.

Wir hatten allerdings weder geregelten Unterricht noch viel Freizeit. In dieser Endphase des Zweiten Weltkriegs gab es häufig Fliegeralarm. Ständig hatten zwei ältere Schüler ihren Platz am Radio im Geschäftszimmer der Schulleitung, um die Luftwarnmeldungen abzuhören. Wurden „feindliche Bomber im Anflug auf den Raum Kassel“ gemeldet, eilten wir mit unserem stets gepackten Notköfferchen oder -torner in die Stollen, die im Burgberg ausgehauen worden waren. Sie sollten uns Schutz bieten vor detonierenden Bomben. Jede Klasse hatte ihren zugewiesenen Platz in einem der Stollen. Zeigte ein gleichbleibender Sirenenton „Entwarnung“ an, ging es zurück in die Baracken. Meine Erinnerung sagt mir, dass wir mehr Zeit in den Schutzstollen als in unseren Stuben zugebracht haben.

Der eigentliche Befehlshaber im KLV-Lager Gudensberg war der Haupt-Lagermannschaftsführer. Das war in Battenberg ein HJ-Führer aus einer der oberen Klassen unserer Schule gewesen, der mit uns in den Baracken lebte. In Gudensberg war es ein junger Mann,

der auf der Wenigenburg wohnte. Wegen einer verkrüppelten Hand war er nicht Soldat geworden. Ich habe ihn nie anders als in Uniform gesehen. Er trug die weiße Schnur des Stammführers. Wir hatten Angst vor ihm und empfanden ihn als „scharfen Hund“. Ganz im Sinne der Propaganda Hitlers wollte er uns zu tüchtigen Soldaten heranbilden. Dem dienten u.a. die häufigen Geländespiele.

Im Rahmen dieser Geländespiele mussten wir uns auch das Holz zum Heizen unserer Stuben besorgen. Wir zogen dann die im Wald am Nenkel, am Lamsberg oder am Odenberg aufgelesenen trockenen Äste hinter uns her durch die Stadt zum Lager. Bei der Heimkehr von einem dieser Gänge machte ich einen schnellen Abstecher in eine am Weg gelegene Bäckerei. Für ein paar Reise-Brotmarken⁵³, die ich von zu Hause bekommen hatte, kaufte ich mir Einback und verschlang ihn heißhungrig gleich vor dem Laden. Das wurde dem Haupt-Lagermannschaftsführer gemeldet. Ich musste zu ihm kommen. Er belehrte mich in scharfem Ton: „Ein deutscher Junge isst nicht in Uniform auf der Straße. Deine vorgesehene Beförderung zum Oberhordenführer wird gestrichen. Du bist dessen nicht würdig.“ Das war wenige Wochen vor Kriegsende. Die Gudensberger sollten wohl nicht mitbekommen, dass unser Essen im Lager nicht ausreichend war.

Zu dieser Zeit gab es kaum noch Unterricht. Eigentlich sollten die Schüler nach den Weihnachtstagen 1944 gar nicht mehr nach Gudensberg zurückkehren. Diese Nachricht erhielten aber nicht alle Schüler, sodass sich doch viele wieder im Lager einfanden. Einige der Baracken waren inzwischen vom Volkssturm belegt worden. Alte Männer und halbe Kinder sollten als „letztes Aufgebot des Führers“ dafür ausgebildet werden, die feindliche Übermacht aufzuhalten. Ausbilder waren Unteroffiziere, die durch Verwundung oder Krankheit nicht mehr felddienstfähig waren. Einer unserer Lehrer, ein ehemaliger Major, war der Anführer dieser Streitmacht. Im Rahmen

⁵³ Lebensmittel gab es nur gegen die Abgabe von Lebensmittelmarken, die in der Regel ausschließlich am Wohnort des Besitzers gültig waren. Wer verreisen wollte, musste einen Abschnitt seiner Lebensmittelkarte in Reise-marken umtauschen, die überall galten.

unseres Jungvolkdienstes marschierten wir eines Tages in den Steinbruch am Lams-

berg. Dort wurden uns die neuesten Waffen vorgeführt, ein Maschinengewehr und die Panzerfaust. Dazu wurde uns gesagt: „Mit diesen überragenden Waffen wird der Volkssturm die Feinde aufhalten.“

Anfang 1945 sollten alle Pimpfe neue Ausweise mit Lichtbild erhalten. Die waren bis dahin den älteren HJ-lern vorbehalten gewesen. Natürlich wollten wir alle diesen Ausweis haben. Das Passfoto musste in Niedervorschütz gemacht werden, weil es in Gudensberg keinen Fotografen mehr gab. Auf dem Hin- und Rückweg mussten wir mehrfach in den Straßengraben springen oder uns unter Büsche legen, weil wir das Motorengeräusch von Flugzeugen hörten und den Angriff von Tieffliegern fürchteten. „Deckung!“ war bei den Geländespielen ein oft gehörter Befehl. Daraufhin mussten wir uns unverzüglich auf die Erde werfen, auch wenn da gerade eine Pfütze war. Die Ausweise haben wir dann doch nicht mehr erhalten. Das Ende des Krieges kam, bevor sie ausgestellt wurden.



KLV-Barackenlager bei Gudensberg, um 1947. Zwei der Baracken sind abgebrannt; der Rest wird von der Orthopädischen Klinik der Inneren Mission genutzt (später „Lichtenau“). (Repro: H. Schmeißing, Gudensberg 2001)

Mit großem Bangen verfolgten wir die Wehrmachtsberichte über das Vordringen der gegnerischen Truppen an der Ost- und der Westfront. Natürlich hatte keiner von uns ein eigenes Radio. Wir erfuhren über die Kriegslage nur, was uns die für die Luftwarnmeldungen abgeordneten Kameraden mitteilten. Wir hat-

ten strengen Befehl, im Lager zu bleiben. Die Parole hieß: „Alle bleiben zusammen bis zuletzt!“ Trotzdem setzten sich einige Schüler ab. Die meisten aber hatten Angst vor den angedrohten Sanktionen. Als jedoch in den letzten Märztagen das Gerücht die Runde machte, jener Volkssturm-Major habe das Weite gesucht, gab es kein Halten mehr. Wer immer konnte, machte sich auf den Weg nach Hause.

Eines Tages hieß es: „Der letzte Zug nach Griffrite⁵⁴ fährt heute Abend.“ Im Dunkeln ging ich zum Bahnhof. Ich hatte meine wichtigsten Sachen in den Tornister gepackt und so viel Kleidungsstücke wie möglich übereinander angezogen. Tatsächlich stand dort ein Zug unter Dampf und brachte mich nach Griffrite. Dort hielt dann irgendwann ein Zug in Richtung Göttingen. Er war überfüllt. Ein RAD-Mann in erdbrauner Uniform mit umgehängter Maschinenpistole zog mich auf die Treppe zu einem Bremserhäuschen am Ende eines Waggons. Dort klammerten wir uns fest.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Lokomotive stieß eine Funkenschleppe aus, die in der Nacht weithin zu sehen gewesen sein muss. Der Kessel wurde mit Holz und Braunkohle geheizt, weil es Steinkohle oder Koks längst nicht mehr gab. Wir wären ein leichtes Ziel für feindliche Flugzeuge gewesen, aber wir hatten Glück und blieben von einem Angriff verschont. Nur mein geliebter rostbrauner Wintermantel trug durch den Funkenflug viele kleine Löcher davon. Nachts kam ich am Bahnhof Witzenhausen-Nord an. Bis es hell wurde, blieb ich im Wartesaal. Dann nahm ich die sieben Kilometer nach Kleinalmerode unter die Füße. Wenige Tage später wurden wir dort von amerikanischen Truppen überrollt.

Die im KLV-Lager Gudensberg zurückgebliebenen Schüler und Lehrer zogen zu Fuß vor den amerikanischen Einheiten her in Richtung Osten. Ihr Gepäck führten sie auf requirierten Handwagen mit. Sie sind bis nach Thüringen gekommen, ehe die Front sie einholte. Unsere

⁵⁴ Die Kleinbahn Griffrite – Gudensberg wurde inzwischen eingestellt. Die Trasse ist heute als Rad- und Wanderweg hergerichtet.

restliche Habe, die wir nicht hatten tragen können, blieb im KLV-Lager zurück. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht.

38



Luftbild von Gudensberg, nach 1950.
Die Baracken sind abgerissen. Auf dem Gelände entsteht ein neuer Stadtteil.

(Repro: H. Schmeißing, Gudensberg 2001)

Kriegsende in Kleinalmerode

Auflösungserscheinungen

Beim Näherrücken der Front war ich aus dem KLV-Lager Gudensberg nach Kleinalmerode zurückgekehrt. Ich hatte das Gefühl, dass alles um mich herum in Auflösung begriffen war – unsere Familie, die gewohnte Ordnung, alles.

Einige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner wurden Lebensmittel ausgegeben, ohne dass dafür Marken nötig waren. Es gab Butter, Zucker und Schnaps, wohl auch Mehl und Hülsenfrüchte. Um Ostern herum vermehrten sich die Anzeichen dafür, dass Kleinalmerode verteidigt werden sollte. Eine bunte Truppe aus SS-Leuten⁵⁵, RAD-Männern⁵⁶ und einigen regulären Soldaten machte sich in der Umgebung des Dorfes zu schaffen. Hinter Rüppels Hof auf dem erhöhten Rain, der aus dem Obstgarten aufstieg, wurde eine PAK⁵⁷ in Stellung gebracht.

Mein Gedächtnis hat eine undeutliche Erinnerung aus den letzten Kriegstagen aufbewahrt. Der Bürgermeister ordnete an, dass alle Familien in Kleinalmerode große Mengen Suppe kochen und bereitstellen sollten. Dann kam ein langer Zug von grauen Elendsgestalten vom Umschwang herunter ins Dorf, begleitet von Bewaffneten. Es waren alles Frauen. Im Dorf wurden sie verpflegt. Mir kam es so vor, als seien dies die Untermenschen, von denen im Radio und in der Zeitung gelegentlich die Rede war. Erst lange nach dem Krieg habe ich begriffen: Dies waren wohl Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa, die in der Munitionsfabrik in Hirschhagen hatten arbeiten müssen und die nun ins Ungewisse getrieben wurden.

⁵⁵ SS: eigentlich = Schutzstaffel; die Elitesoldaten der NS-DAP

⁵⁶ RAD: Reichsarbeitsdienst. Seit 1935 Pflicht für junge Männer und Frauen, sechs Monate lang unentgeltlich Dienst für die Allgemeinheit zu leisten. Während des Zweiten Weltkriegs zunehmend militärischer Hilfsdienst. Am Ende des Krieges in die bewaffnete Truppe eingegliedert.

⁵⁷ PAK: Panzerabwehrkanone

Vater flieht

In der Einleitung zu den Erinnerungen meines Vaters an seine Kriegsgefangenschaft⁵⁸ habe ich geschildert, wie ich die überstürzte Abreise aus seinem letzten Urlaub erlebt habe.

Es ist Ostermontag, der 2. April 1945. Wo die letzten Häuser des Dorfes die Straße säumen, stehe ich - ein schwächlicher Junge von zwölf Jahren - und blicke dem Radfahrer nach, der sich auf der abschüssigen Strecke nach Witzhausen schnell entfernt. Es ist ein Mann in der graugrünen Uniform der deutschen Wehrmacht. Er hat das Koppel mit der Pistole umgeschnallt und trägt die Feldmütze auf dem Kopf. Der dicke Rucksack ist auf dem Gepäckträger befestigt. Der Stahlhelm schepert bei jeder Unebenheit an den Rahmen. Eben noch habe ich dem Mann nachgewinkt, jetzt ist er schon verschwunden in der leichten Linkskurve, dort wo die Straße nach Roßbach abzweigt. Der Mann in Feldgrau ist mein Vater. Er hatte Sonderurlaub, um seine kranke Frau besuchen zu können. Nun muss er den Urlaub vorzeitig abbrechen - ein bitteres Erlebnis für die Beteiligten. Der Sohn erlebt, dass sein Vater ihn angesichts einer Bedrohung im Stich lassen muss. Der Familienvater leidet darunter, seine kranke Frau, sein Kind, seine gebrechliche Schwiegermutter im Zusammenbruch des Dritten Reiches ohne seinen Schutz zurücklassen zu müssen.

Fröstelnd vor Traurigkeit gehe ich zurück ins Dorf, in die kleine Wohnung beim Bauern Gustav Rüppel neben der Kirche. Dort warten mit verweinten Augen meine Großmutter und meine große Schwester (21 Jahre). Selber weinen darf ich nicht, denn ich bin jetzt der einzige „Mann“ in der Familie. Der Großvater liegt auf dem Friedhof in Kleinalmerode; mein Bruder wurde im Herbst 1944 von seinem Trupenteil in Italien als vermisst gemeldet. Meine große Schwester hatte auf dem Rittergut Schachten bei Grebenstein gearbeitet, ist aber jetzt nach Kleinalmerode zurückgekom-

⁵⁸ Heinrich Vonjahr: Werschetz. Privatdruck 2000

men. Meine Mutter hatte am Anfang des Jahres 1945 einen Nervenzusammen-

40

bruch erlitten und ist seitdem im Psychiatrischen Krankenhaus in Göttingen in Behandlung.

Mein Vater flieht vor den amerikanischen Truppen, die an diesem Tag schon in Kassel stehen, keine 20 Kilometer Luftlinie entfernt⁵⁹. In Witzenhausen soll in den nächsten Stunden die Werrabrücke gesprengt werden - wohl mehr aus militärischer Routine als aus der Hoffnung heraus, den feindlichen Vormarsch wirksam aufhalten zu können. Wenn der Hauptmann Heinrich Vonjahr seinen Sonderurlaub nicht überschreiten will (wofür in diesen letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs die Todesstrafe droht) dann muss er unverzüglich seine Rückfahrt antreten. So wie er da auf dem geliehenen Fahrrad auf Witzenhausen zurollt, beginnt er seine ungewisse Reise zu der von ihm geführten Pioniereinheit, der motorisierten Heeres-Brückenkolonne Nr. 636, die er zwei Wochen zuvor in Jugoslawien zurückgelassen hatte.

Der letzte Tag im Krieg

Am Dienstag der Osterwoche wurde ich gemeinsam mit einem aus Kassel geflüchteten Jungen zum Schuster geschickt, um reparierte Schuhe abzuholen. Der Schuster wohnte im vorletzten Hause des Dorfes an der Straße zum Umschwang. Der Schuster drängte uns, sogleich wieder ins Dorf zurückzugehen, weil die Amerikaner im Anmarsch seien. Als wir mit den besohlenen Stiefeln unterm Arm die Straße zum Dorf (die damals nur sporadisch bebaut war) entlang liefen, hörten wir merkwürdige pfeifende Geräusche. Die mussten von den khakibraunen Gestalten herrühren, die vom Wald her über Äcker und Wiesen aufs Dorf zu liefen. Dass das Gewehrschüsse waren, ist uns erst klar geworden, als wir außer Atem, aber

unversehrt, in Rüppels Keller unter der Küche saßen. Dort waren alle Hausbewohner versammelt, um den Einmarsch der Feinde abzuwarten. Ich dachte: Nun muss doch die Wende kommen; der Führer hat doch die Vergeltungswaffen angekündigt. Etwa eine halbe Stunde lang war Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu hören. Dann war eine Zeitlang Ruhe, bis einige Geschützeinschläge der Verteidigung des Dorfes ein Ende machten. Gleich danach hörten wir Panzer- und Auto-geräusche. Unmittelbar über uns fiel ein Schuss. Bald wurde an die Haustür gedonnert. Die Amerikaner durchsuchten die Häuser nach versteckten Soldaten und Waffen. Ich sah den ersten Farbigen. Der Schuss hatte niemand verletzt, sondern nur einen Wecker zerstört, der in der Küche auf dem Bord stand.

In Rüppels Haus befanden sich drei junge Frauen: meine Schwester, eine Tochter des Bauern und ein Dienstmädchen. Die mussten sich die ersten Tage und Nächte in dem Keller verstecken, in den man von der Küche aus durch eine Luke gelangte. Auf die Luke wurden zwei Strohsäcke gelegt. Darauf saßen oder schliefen ein junger Ukrainer und ein französischer Kriegsgefangener, die beide bei Gustav Rüppel in der Landwirtschaft gearbeitet hatten. Offenbar hatte der Bauer sie gut genug behandelt, dass sie nun bereit waren, seine Hausgenossen vor den befürchteten Übergriffen der Soldaten zu schützen. Als Verbündete der Sieger konnten sie den Streifen entgegentreten, die noch mehrfach das Haus durchsuchen wollten.

In diesen Tagen sah ich zum ersten Mal einen Toten. Dort wo das PAK-Geschütz gestanden hatte, lag ein junger Soldat. Er sah ganz friedlich aus. Nur als Gustav Rüppel seine Mütze anhob, konnte man sehen, dass ihm der Hinterkopf fehlte. Er wurde zusammen mit anderen Gefallenen von einigen Männern aus dem Dorf auf dem Friedhof in Kleinalmerode be-
graben.

⁵⁹ Die „Festung“ Kassel wird seit Ostersonntag, dem 1. April, von amerikanischer Artillerie beschossen. Im Westen und Süden ist die Stadt bereits umgangen. Am 4. April kapituliert der Festungskommandant (Jörg Kammeler et al., Volksgemeinschaft und Volksfeinde. Kassel 1933 - 1945; Fuldabrück 1984, Seite 462).

Besatzungszeit

Alliierte Truppen besetzten Nordhessen und Südniedersachsen im April 1945, die Kapitulation des Deutschen Reiches erfolgte am 8. Mai

brauchte man besondere Passierscheine. Bahnverbindungen funktionierten kaum. Der Postverkehr war eingestellt.

Meine Schwester Hannelore, 21 Jahre alt, übernahm die Pflichten des Haushaltsvorstandes für die Restfamilie: Großmutter Käthe Gerhold (70) und Bruder Heinz (12). Hannelore war von ihrem Posten als Gutsinspektorin in Ostpreußen vor den anrückenden Russen nach Hessen zurückgekehrt und arbeitete seit Sommer 1944 auf dem Rittergut Schachten bei Grebenstein. Das Kriegsende erlebte sie in Kleinalmerode. Nach Schachten kehrte sie dann nur noch besuchsweise zurück. Sie übernahm eine Beschäftigung in der Gärtnerei Rinnsland in Kassel-Bettenhausen, um das Anrecht auf die Vorjahrsche Wohnung in Salzmanshausen zu erhalten.

Von April bis August 1945 hat Hannelore zu Fuß den Weg von Kleinalmerode über den Umschwang nach Kassel und zurück mehrfach unternommen. Eine Strecke beläuft sich auf 18 Kilometer. Dabei waren die Straßen unsicher. Zwar gab es dort keinen Autoverkehr. Aber es trieben sich - wie überall in Europa - allerhand Entwurzelte herum⁶⁰. In dem ausgedehnten Waldgebiet zwischen Nieste und Kleinalmerode musste man immer mit unliebsamen Begegnungen rechnen, bei denen eine junge Frau Geld, Kleidung, Gepäck und mehr verlieren konnte. Die Straße nach Kassel verlief zwischen Kleinalmerode und Nieste zu meist in der britischen Zone - ein weiterer Unsicherheitsfaktor.

In Kleinalmerode lag eine kleinere amerikanische Einheit als Besatzungstruppe. Sie hatte

⁶⁰ Neben Vertriebenen auf der Suche nach ihren Familien und entlassenen Soldaten auf dem Heimweg waren dies vor allem sog. Displaced Persons - ehemalige sog. Fremdarbeiter, die nicht in ihre Heimatstaaten zurück konnten oder wollten. Die DP's (viele trugen diese Buchstaben auf den amerikanischen Militärjacken, mit denen man sie ausgestattet hatte) standen unter dem besonderen Schutz der Besatzungsmächte; manche ließen ihren verständlichen Hass wegen der erlittenen Zwangsarbeit an deutschen Zivilisten aus.

1945. Deutschland wurde in Besatzungszonen eingeteilt. Göttingen lag in der britischen, Kleinalmerode in der amerikanischen Zone. Für Reisen von einer Zone in die andere

41

ein Gasthaus in der Ortsmitte beschlagnahmt. Da ich (außer dem Pfarrer) der einzige Mensch in Kleinalmerode war, der einige Worte Englisch konnte, war ich bald als Unterhändler gefragt. Meine Großmutter wusch Soldatenhemden, dafür bekamen wir Seife von den Amerikanern. Wenn ich Tauschgeschäfte vermittelte - z.B. Eier gegen Zigaretten - fiel auch etwas für mich ab: weißes Brot, eine kleine Tafel Schokolade, ein Kaugummi, eine „Eiserne Ration“. Damals lernte ich Nescafé kennen und „Juice“ in Pulverform. Damals habe ich zum ersten Mal geraucht und zum ersten Mal gestohlen - eine Dauerwurst aus dem Vorrat der amerikanischen Küche.

Meine Umerziehung vom begeisterten Jungvolk-Pimpf zum Demokraten leiteten die Besatzungsbehörden damit ein, dass in dem Schaukasten der Gemeindeverwaltung Berichte und Bilder aus den befreiten Konzentrationslagern ausgehängt wurden. Die Fotos ausgemergelter Leichen, die mit merkwürdig verrenkten Gliedern zu hohen Haufen getürmt waren, waren uns unbegreiflich. Wir hatten ähnlich Bilder schon einmal gesehen: die Leichen polnischer Offiziere, die in Katyn von Russen erschossen worden waren. Entsprechend waren die Reaktionen der Erwachsenen: „Das ist doch gestellt. Das ist Propaganda. Unmöglich, dass Deutsche so etwas getan haben.“

Kriegsbeute

Im Dorf und seiner Umgebung lagen überall Waffen und Munition, die die zurückgehenden deutschen Truppen zurückgelassen hatten. Am Dorfrand standen deutsche Tigerpanzer, die wegen Treibstoffmangel liegengelassen waren. Die Geschützverschlüsse waren demontiert, aber Granaten fanden sich noch im Inneren. Auch Kartuschen der amerikanischen Kampftruppen waren zurückgeblieben. Zusammen mit den Dorfjungen öffnete ich Gewehrpatronen, um an das darin enthalte-

ne Schwarzpulver zu kommen. Damit legten wir lange Streifen auf den Weg und zündeten sie an. Mit den Gelatinekartuschen machten wir lodernde Feuer. Als wir einmal im Schutz der Kirchhofsmauer ein

Feuer angezündet hatten, warf ich ein dünnes Aluminiumröhrchen hinein, das ich gefunden hatte. Es gab einen ohrenbetäubenden Krach und einer der Kameraden hatte eine

42

kleine Wunde am Bein, in der ein Splitter steckte. Das Röhrchen war eine Zündkapsel für eine Handgranate gewesen. Ich hatte große Angst, er könne nicht dicht halten, aber er hat seinen Eltern nichts verraten.

Handgranaten benutzten wir zum Fischfangen. Während wir Kleinen am Ufer in Deckung lagen, zog einer der größeren Jungen eine Handgranate ab und warf sie in den Hungershäuser Bach. Sofort nach der Detonation sprangen wir in den Bach, um eine Kette zu bilden und die betäubten Forellen herauszugreifen. Mit ist es heute noch ein Rätsel, warum die Amerikaner nicht auf die Detonationen reagiert haben. Bei unseren gefährlichen Unternehmungen muss jeder von uns einen persönlichen Schutzengel gehabt haben.

Ab nach Kassel

Im August 1945 zogen wir wieder nach Kassel zurück. Der Umzug erfolgte per Pferdewagen - ein anderes Fahrzeug war nicht aufzutreiben, und auch dieses nur nach unendlichen Mühen, für viel Geld und noch mehr gute Worte. Der Umzug dauerte in strömendem Regen einen ganzen Tag. Großmutter saß hoch oben auf dem Leiterwagen, der mit einer Plane abgedeckt war. In der Kuhle, in der sie saß, hatte sich bald ein kleiner See gebildet. Bei mitleidigen Menschen in Nieste durften wir uns aufwärmen.

In unserer Wohnung in Salzmannshausen waren unsere Möbel seit 1943 in zwei Zimmern zusammengestellt. Dazwischen mussten wir uns nun einrichten. Der Rest der Sechszimmer-Wohnung wurde von zwei Familien bewohnt, die dort vom Wohnungsamt eingewiesen worden waren. Die Küche musste von allen gemeinsam benutzt werden. Gas für den Herd gab es nur stundenweise; dann drängelten sich drei Hausfrauen um die Kochstellen.

Mutter ist krank

Meine Mutter Helene Vonjahr war damals in der Heil- und Pflegeanstalt (Psychiatrie) in Göttingen, Rosdorfer Weg. Sie hatte Anfang 1945 einen Nervenzusammenbruch erlitten. Sie war den Belastungen der Kriegsjahre nicht mehr gewachsen gewesen. Zu viel musste sie allein auf sich nehmen:

- die Evakuierung aus Kassel nach Kleinalmerode;
- das Wohnen dort in beengten Verhältnissen (während sich die Vermieter einschränken mussten und dies ihre Zwangsgäste gelegentlich auch einmal spüren ließen);
- der Selbstmord ihres Vaters Georg Gerhold im Januar 1944;
- der Sohn Gerhold - den sie aufgrund eines missverstandenen Telegramms vor seinem Fronteinsatz nicht mehr getroffen hatte - wurde im September 1944 als vermisst gemeldet;
- den Ehemann Heinrich Vonjahr (Soldat in Jugoslawien) hatte sie seit über einem Jahr nicht gesehen.

Am Ende der Winterferien 1944/45, in den ersten Januartagen, wurde ich morgens von meiner Großmutter wachgerüttelt. Ich hatte auf dem Behelfsbett in unserer Wohnküche geschlafen. Meine Mutter stand am Fenster und sagte ganz unaufgeregt: „Da oben im Wald ist ein Flugzeug abgestürzt. Ich bin schuld daran. Wir müssen es der Polizei sagen.“ Meine Großmutter flüsterte mir zu: „Geh ins Nebenhaus zum Metzger. Die haben ein Telefon. Sie sollen die Gemeindegemeinschaft anrufen.“ Ohne viel anzuziehen, mit bloßen Füßen in den Holzschuhen, hastete ich durch Schneematsch auf den benachbarten Hof. Bald darauf kam die Gemeindegemeinschaft, eine Diakonisse. Sie sagte zu mir: „Deine Mutter ist krank. Sie muss nach Göttingen in eine Klinik. Ich bestelle den Krankenwagen.“ Der kam nach Stunden aus Witzenhausen und

fuhr mit Mutter weg. Großmutter war zu alt, um sie zu begleiten, und ich zu jung. Wiedergesehen habe ich meine Mutter erst Monate später.

In der Göttinger Klinik hatte Helene Vonjahr auch das Kriegsende erlebt. Unsere Mutter kam wohl im September aus Göttingen zu-

bahnhof in Kassel weiterfuhr - für eine Rekonvaleszentin mit Gepäck eine große Anstrengung. In Kassel folgte dann die zweite Fulda-überquerung. Auch die Brücke zwischen der Ober- und der Unterneustadt war kaputt. Als Ersatz verkehrte ein ehemaliger Kieskahn als Fähre.

Wir leben noch

Die Evakuierung dauerte knapp zwei Jahre. Im Herbst 1945 war die Familie Vonjahr wieder in ihrer Wohnung in Salzmannshausen. Aber nichts war mehr wie vordem. Die drei Männer der Familie fehlten. Großvater Georg Gerhold war auf dem Friedhof in Kleinalmerode begraben worden. Großmutter verbarg ihren Schmerz, sein Grab nicht besuchen zu können. Wir bangten um meinen Vater: Lebte er noch? Hatte er seine Einheit in Jugoslawien wieder erreicht? Wir waren im Ungewissen über das Schicksal meines vermissten Bruders. Meine Mutter schrieb Briefe an alle möglichen Stellen, von denen sie sich Aufklärung erhoffte. Jede Antwort war eine Enttäuschung.

Wir lebten noch. Niemand wusste, wie es mit uns weitergehen könnte. Wir hatten genug damit zu tun, am Leben zu bleiben. 1945 war für mich – ohne dass ich mir dessen bewusst gewesen wäre – mein Kindheit zu Ende. Vorerst war ich der einzige „Mann“ in der Familie. Ich hatte Pflichten zu übernehmen. Meine Jugend im Nachkriegs-Deutschland begann. Aber das ist schon ein neuer Abschnitt meines Lebens.

rück. Die Züge von dort in Richtung Kassel fuhrten zwar wieder, endeten aber an der Kra-genhöfer Brücke über die Fulda. Die war gesprengt. Die Reisenden mussten zu Fuß zur Fulda hinab, auf einem Notsteg den Fluss überqueren und am jenseitigen Ufer die Böschung erklimmen, wo ein anderer Zug zum Haupt-

Herkunft der Fotos

Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Fotos aus privaten Fotoalben der Familie Vonjahr. Die meisten hat mein Vater selber aufgenommen. Damals gehörten Fotoapparate noch nicht zur selbstverständlichen Ausstattung jedes Haushalts. Vater besaß eine Agfa-Box. Nach heutigen Begriffen war das ein primitives Gerät, ein kleiner schwarzer Kasten für Rollfilme 6x9 cm. Man konnte weder die Blende noch die Verschlusszeit oder die Entfernung einstellen.

Hilfreiche Bücher

850 Jahre Bettenhausen
Festschrift. Hrsg. Arbeitsgemeinschaft zur Vorbereitung der 850-Jahrfeier Bettenhausen im August 1976
Verlag Thiele und Schwarz, Kassel 1976

Gesamtanlage: Salzmannshausen. Denkmaltbuch der Stadt Kassel. Hrsg. Magistrat der Stadt Kassel, 1980

Christina Coers-Dittmar / Alexander Link: Leben in Ruinen. Kassel 1943-1948. Hrsg. Stadtmuseum Kassel. Jonas-Verlag, Marburg 1993

Thomas Siemon: Das war das 20. Jahrhundert in Kassel. Wartberg-Verlag, Gudensberg 1999²

Guido Knopp: Hitlers Kinder. Goldmann-Taschenbuch 15121, München 2001

Heinz Vonjahr: Kinderlandverschickung. Kasseler Schulen 1943 – 1945. Jenior-Verlag, Kassel 2004

Privatdrucke zur Familiengeschichte

herausgegeben von Heinz Vonjahr

Helene Gerholds Brautbriefe; 1997

Georg Gerhold: Lebenserinnerungen eines alten Schulmeisters; 1998

Heinrich Vonjahr: Familiengeschichte Fougard-Vonjahr, 2000

Heinrich Vonjahr: Erinnerungen an Werschetz; 2000

Zwischen Krieg und Frieden. Zu zwei Briefen von Hannelore Vonjahr aus dem Jahr 1945; 2000

Gerhold Vonjahr 1924 – 1944. Mein unvertrauter Bruder; 2004

„...unstet und flüchtig...“ Die Suche des Pierre Foignard nach einer Heimat; 2008